Frauendienst als ritterliche Weltbewältigung

Zu Ulrich von Lichtenstein

von Manfred Zips

Der steirische Ministeriale Ulrich von Lichtenstein, der in seiner Zeit als Dichter und Landespolitiker eine rege Tätigkeit entfaltete, fordert gerade die neueste germanistische Forschung zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit seinem Leben und seinem Werk heraus. Wie schwierig der Zugang zu dem dichterischen Schaffen dieses Mannes für die Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts geworden ist, zeigen die zum Teil völlig konträren Meinungen der Gelehrten.

Mehr als neunzig Urkunden geben Zeugnis von dem politischen Wirken des Lichtensteiners.[1] Er wurde um 1200 geboren und starb um 1275, im Jahre 1222, anläßlich der Vermählung der Tochter des Babenbergers Leopold VI mit einem *fürsten von Sahsen*[2] erlangte Ulrich die Ritterwürde, wie er uns in seinem 'Frauendienst' (10,32ff.) mitteilt. Aus den Urkunden wissen wir, daß der Lichtensteiner die Ämter eines *dapifer Stirie* sowie eines Landesrichters unter Herzog Friedrich dem Streitbaren und König Przemysl Ottokar von Böhmen bekleidete. Wichtig zum Verständnis der Persönlichkeit Ulrichs ist das Zeugnis der Steirischen Reimchronik Ottokars aus der Gaal[3], die den Lichtensteiner als einen der führenden Männer der nach Herzog Friedrichs Schlachtentod (1246) vorerst herrenlosen Steiermark charakterisiert (s.u.). Vielleicht läßt sich die im einzelnen nicht immer leicht durchschaubare politische Haltung Ulrichs mit W. ZITZENBACHER[4] als einen Beitrag zu dem Versuch zusammenfassen, die Steiermark und Österreich auch weiterhin "zu einer starken territorialen Einheit" zu verbinden.

Auch über die Zeit der Abfassung der beiden Dichtungen Ulrichs glaubt man, recht gut Bescheid zu wissen. Zu Ende des 'Frauendienstes' (=FD) teilt uns der Verfasser mit, daß er dreiunddreißig Jahre *ritter ritterlîch* gewesen war, *do man ditz buoch hort niwez lesen* (592,4ff.), Ulrich hat das Werk demnach - falls die Zahl nicht nur symbolische Bedeutung hat - 1255 abgeschlossen, und aus dem 'Frauenbuch' (=FB) erfahren wir, daß es zwei Jahre danach entstanden ist (660,25ff.)[5].

Der von Ulrich in seinem FD gegebene Lebensbericht erzählt nun nicht von dem urkundlich belegbaren politischen Wirken seines Autors; die dichterische Selbstdarstellung, bereichert durch 58 Lieder und drei 'Büchlein', behandelt vielmehr, in streng chronologischer Abfolge, eine andere, aber als gleichfalls selbst erlebt ausgegebene Sphäre, nämlich Ulrichs ritterlichen Minnedienst. Obwohl der Dichter keine Jahreszahl nennt, hat schon K. LACHMANN in seiner Ausgabe den Versuch unternommen, die von Ulrich erzählten Begebenheiten zuweilen bis auf den Tag genau zu datieren. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß sich die Forschung vorerst mit der Frage beschäftigte, ob man den FD berechtigterweise als ein frühes Beispiel deutschsprachiger Selbstbiographie zu verstehen habe, in der eben vorwiegend nur eine Seite von Ulrichs Leben zur Darstellung kam, oder ob es nicht erlaubt sei, "das *buoch* vornehmlich auf historische Wirklichkeit hin zu befragen"[6], da es ein "dichterisches Programm" habe, nämlich die Darstellung des im Minnedienst sich mühenden Ritters sowie die Verherrlichung des *guoten wîbes*, also eine "Minnesong structure"[7]. So liest man bei A.H. TOUBER: "Methodisch prinzipiell scheint mir zu sein, daß dasjenige im *mære*, was als praktizierter Minnesang oder sonst als literarisches Element aufgefaßt werden kann, sicher in seinem Wirklichkeitsgehalt verdächtig ist".[8]

Während die ältere Forschung glaubte, das hier gestaltete Minnedienstleben als ein Hauptzeugnis für die Berechtigung der Annahme eines Wirklichkeitshintergrundes der in der höfischen Dichtung dargestellten Minneverhältnisse ansehen zu dürfen,[9] kommt also TOUBER zu dem gegenteiligen Ergebnis, daß die nachweislich literarischen Motive des Frauendienstmære bei der Frage nach dem Wirklichkeitsgehalt der Dichtung Ulrichs als fiktiv auszuscheiden seien. Ulrike PETERS hat mit Nachdruck auf die Unhaltbarkeit dieser These hingewiesen, da TOUBER die Möglichkeit außer Betracht lasse, "daß in der ersten Hälfte des 13. Jhs. Aussagen und Schilderungen der höfischen Minnedichtung in die historische Wirklichkeit schon so eingewirkt hatten, daß sie auch in der Darstellung des FD als 'historisch'

hätten bewertet werden müssen".[10] Anderseits betont sie aber auch, daß es "bei dem durchweg literarischen Charakter des FD methodisch unzulässig ist, von Ulrichs Darstellung aus auf den Wirklichkeitshintergrund auch der vorangegangenen Minnedichtung zu schließen". Ihrer Meinung nach wurde der FD zur Unterhaltung einer höfischen Gesellschaft verfaßt, "die in ihren Geselligkeitsformen literarische Motive nachgespielt hat",[11] ebenso wie Ulrich die Sängerrolle der Minnelyrik in seinem Werk exemplarisch nachlebt.

Die Frage, welche Absicht Ulrich von Lichtenstein mit der Abfassung seines FD verfolgte, fand ebenfalls gegensätzliche Beantwortungen. So vertraten eine Reihe von Forschern die Meinung, man habe das Werk primär didaktisch zu verstehen, als einen Versuch Ulrichs, den sittlichen Wert der überkommenen höfischen Ideale seiner Zeit vor Augen zu führen.[12] Gegen diese Ansicht polemisierten H. MILNES[13] und F. GOLDIN[14]. Ausgehend von den burlesk-komischen Szenen des FD, die - wie immer man sie interpretiert - Ulrich ein hohes Maß von Selbstironie bezeugen, glaubt jener, die Absicht des Lichtensteiners erkennen zu können "(to) ridicule the Minnesang Convention for purposes of literary entertainment ... with absolutely no sense of its 'saving grace'". Das erzählende Ich ist ihm "a detailed, satirical caricature of the conventional 'Minneritter'" und nicht "the Styrian nobleman of the documents"[15]. Für GOLDIN werden im FD der hohe Minnesang und seine Ideale durch die Konfrontation mit der historischen Wirklichkeit in Frage gestellt. Der FD "relieves (the courtly) class of every moral imperative by depicting its actual condition as a literal fulfillment of the courtly ideal". Die Hauptabsicht Ulrichs bestand darin, "to create a moral disguise für the enjoyment of *gemach*, the acceptance of actual conditions".[16] Und dies, obwohl Ulrich über diejenigen sagt, die *gotes hulde, êre unde guot ... durch gemach* aufgeben: *die sint alsô diu swîn gemuot* (589,11ff.)!

Schon diese wenigen Andeutungen legen wohl deutlich genug Zeugnis ab für die unterschiedlichen, ja des öfteren sogar völlig konträren Ansichten über den FD Ulrichs von Lichtenstein. Ein neuerlicher Versuch, sich zu einem Verständnis der dichterischen Absichten dieses Mannes vorzutasten, wie er hier unternommen werden soll, kann m.E. nur von einer behutsam auswählenden interpretierenden Analyse des gesamten FD ausgehen, unter besonderer Berücksichtigung seiner gemischten Form.

Ulrich schildert in seinem als Ich-Erzählung gestalteten FD eine Lebensführung nach dem Vorbild der Minnelyrik, wobei in das strophisch angelegte *mære* die Lieder in der chronologischen Reihenfolge des Minnedienstlebens vom Dichter selbst eingefügt sind. Für den Versuch einer Interpretation des gesamten FD ist daher die Frage, ob die in dem Buch vorliegende Reihung der lyrischen Einlagen mit der tatsächlichen Abfolge der Komposition übereinstimmt, von sekundärer Bedeutung.[17] Hingegen kommt der Überlegung besondere Bedeutung zu, ob Ulrich die Lyrik sowie die Büchlein erst im Zusammenhang mit dem *mære* des FD dichtete, oder ob jene Teile um 1255 bereits vorlagen und vom Lichtensteiner nur in der heute bekannten Reihenfolge eingefügt wurden. M.E. darf man sich der Mehrzahl der Forscher[18] anschließen und eine Priorität der Einlagen vor dem erzählenden Teil vermuten. Dafür sprechen schon die oft recht undeutlichen inhaltlichen Verbindungslinien zwischen *mære* und Lyrik, besonders dann, wenn gleich zwei oder mehrere Gedichte - zuweilen durch ganz allgemeine Worte verknüpft, aber auch direkt und unverbunden, aufeinanderfolgen. Jedenfalls macht die Anlage, in der die gemischte Form dargeboten wird, nicht den Eindruck planmäßiger Komposition. Da uns diese Frage bei der hier darzulegenden Untersuchung wieder begegnen wird, sei vorerst die Feststellung H. DE BOORs[19] als Arbeitshypothese übernommen, daß die Lieder Ulrichs im Jahre 1222 einsetzen.

Weiters scheint es mir notwendig, noch auf eine Klarstellung von U. PETERS hinzuweisen:[20] Ausgehend von der Tatsache, daß "die wichtigsten und typischsten Stadien von Ulrichs Minnedienst ... in den Liedern und Büchlein zumindest andeutungsweise erwähnt" werden, *mære*, Lyrik und die Büchlein somit eine motivliche Einheit bilden, macht die Verfasserin darauf aufmerksam, daß es nicht genügt, die literarische Abhängigkeit Ulrichs von dem oder jenem mhd. Dichter erweisen zu wollen - was ja die Forschung immer wieder anstrebte; vielmehr hat sie sich vorgenommen "an einigen Szenen und Motiven" zu zeigen, daß dem FD "verschiedene in der Minnedichtung, besonders in der Lyrik, schon vorgeprägte Dienstwendungen und -motive zugrundeliegen, die in seiner (scil. Ulrichs) Darstellung zu einzelnen Stationen eines vorbildlichen Dienstverhältnisses zusammengefügt werden."[21] Entscheidend ist für sie also der Umstand, daß Ulrich sein Minnedienstleben nach den zu seiner Zeit allgemein bekannten Mustern der Minnedichtung gestaltete. M.E. weist dieser Befund aber we-

niger auf den Willen des steirisch-österreichischen Publikums hin, literarische Themen nachzuspielen - was die Verfasserin daraus ableitet -, als auf das Bestreben des Dichters, neben der historischen Wirklichkeit auch jene durch die poetische Tradition gegebene zum Zeugen der *wârheit* des *mære* zu gewinnen. Ebenso nämlich, wie die vielen im FD in Erscheinung tretenden urkundlich nachweisbaren Persönlichkeiten Zeugnis dafür ablegen sollen, daß Ulrich - als er sich zu seinem Werk entschloß - *daz liegen dran versworn* habe (3,4),[22] so scheint den aus der zeitgenössischen Epik und Lyrik aufgenommenen, allgemein bekannten Motiven, die der Dichter zur Erlebnisgrundlage seiner Ich-Erzählung heranzog, eine ebensolche Funktion zugedacht gewesen zu sein. Die Abenteuer des Helden waren auf diese Weise für das zeitgenössische ritterliche Publikum in den Augen Ulrichs in zweifacher Hinsicht 'überprüfbar'; denn daß die *rehte* poetische Quelle vor allem durch ihre *lêre wârheit* vermittle, darüber waren sich die höfischen Dichter des deutschen Mittelalters grundsätzlich einig.[23]

Wir werden also dem FD nicht gerecht, wenn wir die Dichtung nach Maßstäben bemessen, die unserem heutigen Denken entnommen sind. Was berechtigt denn TOUBER zu sagen: "Ulrich versichert uns einige Male, daß die ganze Geschichte wahr ist. Wir brauchen aber solche Versicherungen im Mittelalter nicht allzu ernst zu nehmen; im Gegenteil, sie müssen oft Unwahres decken"[24]? Liegt es da nicht näher zu glauben, daß Ulrich einen anderen Wahrheitsbegriff hatte, als TOUBER ihm unterschieben möchte? Nur ist der Lichtensteiner gegenüber der Konvention einen Schritt weiter gegangen: Er konkretisiert die aus Epik und Lyrik herangezogenen Motive zu selbsterlebten Begebenheiten und verbindet sie mit Biographischem, das er jedoch ganz zu ritterlichem Frauendienst typisiert. K.L. SCHNEIDER faßt diesen Vorgang mit den Worten zusammen: "Das konventionelle Motiv des Frauendienstes wird den Ansätzen zu biographischem Bericht immer wieder rigoros übergeordnet"[25] und weiter unten auf der gleichen Seite: "Er (scil. Ulrich) benutzt das Biographische unbefangen als Material, verwandelt indes alles Persönliche unverzüglich wieder zurück ins Typische, so daß wir es mit einer Ich-Erzählung zu tun haben, die darauf angelegt ist, das Ich in seiner Singularität nicht in Erscheinung treten zu lassen". Es wäre jedoch falsch, wollte man die beiden Ebenen 'historische Wirklichkeit' und 'poetische Wirklichkeit' mit den modernen Begriffen 'erlebt' und 'fiktiv' gleich-

setzen, da - wie schon SCHNEIDER feststellte - damit gerechnet werden muß, daß Ulrich sein Leben hier und dort tatsächlich nach literarischen Vorbildern stilisierte.[26] Ulrichs Leistung bestand somit darin, die literarisch bezeugte *wârheit* dichterisch gestaltet sowie lehrhaft und veranschaulichend in eine Ich-Erzählung umgeformt zu haben. Eingriffe ähnlicher Art waren - wie sich in der höfischen mhd. Dichtung zeigt - mit dem damaligen Wahrheitsbegriff durchaus vereinbar.

Es geht also beim FD nicht darum, 'Fiktives' von 'Realem' zu scheiden, sondern um die richtige Bewertung der beiden Wirklichkeitsebenen in ihrer Stellung zur *wârheit* des *mære*, unter ständiger Berücksichtigung der damit verbundenen dichterisch-lehrhaften Absicht. Im folgenden soll nun eine Interpretation des FD versucht werden, die von diesen Überlegungen ausgeht.

Die ersten Worte des Prologs geben uns bereits Aufschluß über Ulrichs Haltung gegenüber den höfischen Frauen[27]:

> *Den guoten wîben sî genigen*
> *von mir, swie sî mich doch verzigen*
> *nâch dienest ofte ir lônes hânt.*

Mit diesem Einleitungssatz stellt der Dichter unmißverständlich fest, daß der Dienst an edlen Frauen nicht auf Lohn ausgerichtet sein soll. Der reife Ulrich löst seine Huldigung vom Lohn-Gedanken und bezieht sie - wie er in den nächsten Zeilen ausführt - auf die Vollkommenheit der weiblichen Tugend, durch die die Frauen der Welt Heil bringen. "Mit Worten oder poetischen Bildern - hier dem kosmischen Sonnengleichnis - nicht ausschöpfbares Lob der *wîbes güete*, die die Welt überdauert und in Himmel und Paradies ihre bleibende Stätte findet (2,8ff.) - dies die Wahrheit, die der Dichter eingangs zu verkünden hat."[28] Darauf folgen Worte, die den FD wie Leitmotive durchziehen:

> *Wîp sint reine, wîp sint guot,*
> *wîp sint schœne und wol gemuot,*
> *wîp sint guot für senediu leit,*
> *wîp die füegent werdecheit,*
> *wîp die machent werden man.*
> *wol im, der daz verdienen kan,*
> *daz sî im bietent vriundes gruoz!* (2,13-19)

Die *guoten wîp* werden auf Grund ihrer Tugenden mit Engeln verglichen; *ich wæn, got niht sô guotes hât/als ein guot wîp* (1,6f).

Schon vorwegnehmend sei darauf hingewiesen, daß uns in diesen Aussagen grundsätzlich die gleiche Geisteshaltung begegnet, die auch in den Schlußworten des FD mitklingt. Nachdem nämlich Ulrich - im Gefolge Walthers von der Vogelweide - *vier dinc* aufgezählt hat, *dar nâch die liute alle werbent gar* (587,19f.), die aber niemand auf sich vereinigen kann, gemeint sind *gotes hulde, diu êre hie* (scil. auf Erden), *gemach* und *guot*,[29] kommt der Dichter auf seine eigene Lebensweise zu sprechen. Auch er habe danach getrachtet, alle vier Werte zu erringen, weshalb er jetzt fühlt, ein *versûmtez leben* geführt zu haben (589,27ff.). Doch hegt er die große Hoffnung, daß ihm der *vil reine, süeze got* die *triuwe* anrechnen werde, mit der er seiner Herrin, unter Einsatz von Leib und Seele, dient (590,17ff.). Diese an einem *guoten wîp* erprobte Tugend ist die Grundlage sowohl des Frauendienstes als auch des Gottesdienstes[30] und vermag - so hofft Ulrich - somit eine Brücke zu schlagen zwischen der *êre* (s.u.) und *gotes hulde*.

In *gotes namen* nimmt nun der Dichter seine Erzählung auf mit dem Wunsch, Gott selbst möge das Publikum geneigt stimmen.

Den ersten Minnedienst beginnt Ulrich - einem in der Minnelyrik verbreiteten Motiv folgend - bereits als Kind.[31] Der Anlaß zu diesem Schritt ist die *lêre* der *wîsen*, daß man nur durch treuen Dienst an tugendhaften Frauen *werdecheit* zu erringen vermöge. Alle, die nach *êre* und *vreude* streben, hätten eine *reine vrowen guot* (3,16) zur Minneherrin erkoren. Der Knabe Ulrich - so berichtet der distanzierte Erzähler - nimmt die *lêre* wohl auf, doch da es ihm an jedweder Lebenserfahrung mangelt (*ich was ein kint und tump, als noch die jungen sint;* 3,21f.), fehlt seinem Entschluß zum Frauendienst noch das rechte Maß, obwohl er den Rat der Weisen befolgt.

ich gedâhte her, ich gedâhte hin
nâch mînes jungen herzen sin.
mit vrâge fuor ich durch diu lant:
swâ iemen werde vrowen vant,
der site, der lîp, der muot, der tugent
erfuor ich gar in mîner jugent.
Swer lop von guoten wîben sprach,
dem sleich ich alles smielend nâch.
ir lop daz tet mir alsô wol,
daz ich dâ von wart vreuden vol. (4,7-16)

Zuletzt entschließt sich Ulrich, jene *vrouwe*, der er als *kneht* dient, zur Minneherrin zu erwählen, da ihre *hôhe tugent* von den besten des Landes gepriesen wird. Wichtig für später ist, daß der Erzähler in das Lob miteinstimmt: *Man lobt si hôhe, daz was reht* (5,5).

Nach dem Beispiel von Hartmanns von Aue sogenanntem Büchlein schiebt nun Ulrich einen kurzen Dialog zwischen *lîp* und *herze* ein, in dem das Herz rät, sich für diese *vrouwe* zu entscheiden. Der Leib macht darauf jenen Einwand, der uns in der Folge wieder begegnen wird: *"si ist ze hôhe gar uns geborn:/des mac der dienst werden vlorn"* (5,27f.). Doch das Herz läßt dieses Argument nicht gelten; keine Dame könne so hochgeboren sein, daß nicht eine vollkommene Hingabe im Minnedienst einem edlen Ritter *an ir wol gelingen* lasse.[32]

In der Wahl der ersten *vrouwe* manifestiert sich der geistige Standort des Knaben ganz deutlich: Der *tumbe*, 'unerfahrene', Ulrich wählt eine ihm gesellschaftlich sichtlich zu erhabene Herrin, glaubt aber fest daran, diese Kluft durch rückhaltlosen Einsatz von *herze, lîp* und *guot* (6,2) für die erwählte Dame überbrücken zu können. Die Erkenntnis, daß dies nicht möglich ist, motiviert den durch die Erfahrung Bereicherten - wie ich glaube - ganz offenkundig bei der Wahl der zweiten *vrouwe* (s.u.). Es wird sich im folgenden - so hoffe ich - zeigen, daß der erste Dienst überhaupt dadurch charakterisiert ist, daß sich der junge Minnediener erst sehr allmählich die rechte Erfahrung erwerben muß, die dann dem vorbildlichen zweiten Dienst zugutekommt. Ich möchte deshalb den Dienst an der ersten *vrouwe* nicht - so wie Marie-Luise DITTRICH[33] - ausgehend von Ulrichs Lyrik, vor allem von den Scheltliedern interpretieren, sondern versuchen, seinen Stellenwert eher aus dem m.E. jüngeren, erzählenden und damit zusammenschauenden, Teil des FD zu bestimmen.

Die zweite für Ulrich wichtige Situation ist der Aufenthalt bei dem Markgrafen Heinrich von *OEsterrich*. Dieser wird uns als ein idealer *dienestman* der *vrowen* vorgestellt (8,21): Reich an Tugenden, stets bedacht, *êre* zu erringen, dabei aber auch um die Huld Gottes bemüht, dient er den edlen Frauen *alsô ein ieslîch ritter sol* (8,25). Auch Heinrich rät dem jungen Knappen zum Frauendienst:

swer werdeclîche wolde leben,
der solde sich für eigen geben

einer reinen vrowen guot:
dâ von sô würd er hôchgemuot. (9,7-10)

Im folgenden erteilt der Markgraf, den B. THUM mit Recht eine "ritterliche Ideal- und Leitfigur" nannte,[34] dem jungen Ulrich viele gute Lehren, vor allem den Minnedienst betreffend. Mit keinem Wort spricht er aber von einem Recht des dienenden Ritters auf Minnelohn, was sicher kein Zufall ist. Welchen didaktischen Wert der Dichter diesen Belehrungen beimißt, dokumentiert er durch die kommentierenden Bemerkungen:

Swaz er mir sagt, und het ich daz
ervollet mit den wercken baz,
ich wære werder, denne ich pin. (9,29-31)

Diente Ulrich seiner Herrin vorerst noch in sehr kindlicher Weise, so sucht der Knappe nach seiner Heimkehr bereits ritterliche Betätigung *durch die vil lieben vrowen mîn* (10,15).[35]

Mit Ulrichs Schwertleite nimmt der ritterliche Dienst zu Ehren der ersten *vrouwe* seinen eigentlichen Anfang; und dieser Anfang ist für die sich nun entwickelnde Beziehung charakteristisch: Als der junge Ritter durch einen Freund von der Genugtuung der *vrouwe* darüber erfährt, daß ihr früherer *kneht* diese Würde erlangt hat, mißversteht er diese Worte und beginnt, in seinem Herzen einen *tumben hôhen wân* zu nähren, der ihn vorerst *hôchgemuot* macht (12,13ff.). Dieses naive freudige Hoffen, bei der Dame Gehör zu finden, spornt Ulrich immer wieder zu ritterlicher Tätigkeit an, doch wie wenig gefestigt sein hochgemuter Sinn ist, zeigt sich, als der Sommer zu Ende geht:

dô muost ich minnesiecher man
durch nôt daz turniren lân:
wan ich vant sîn leider niht.
des het mit mir vil trûrens pfliht.
senlîch trûren was mir bî:
des wart mîn herze selten vrî. (13,7-12)

Die Unerreichbarkeit der Herrin wird sehr gut veranschaulicht durch das Motiv der *huote*[36]. Da Ulrich vorerst nicht den geeigneten Boten findet, kann er der erwählten *vrouwe* seine Gefühle nicht erklären. Dieser Umstand läßt den Lichtensteiner ganz in *trûren* versinken. Doch dann ergibt sich endlich die Möglichkeit,

diesem freudlosen Zustand zu entrinnen: Ulrichs *niftel*, die dem Kreis der Herrin angehört und deshalb auch namenlos bleibt, erzählt dem jungen Ritter, daß sich die *vrouwe* voll Anteilnahme nach ihm erkundigt habe; es sei ihr berichtet worden, daß Ulrich von den Frauen *wol spreche, alsô von rehte ein ritter sol*. Das Interesse an ihrem früheren *kneht* veranlaßt sie auch, sich nach seiner Herzensdame zu erkundigen und die Niftel mit der Bitte zu entlassen, deren Namen in Erfahrung zu bringen. Als Ulrich seiner Verwandten gegenüber sein Geheimnis lüftet, ohne aber den Namen direkt zu nennen, um nicht gegen die Verschwiegenheit der Minne zu verstoßen, ist die erste Reaktion der Niftel:

Der red ich niht gelouben wil:
friunt, dir wær sîn gar ze vil.
si ist ze hôhe dir geborn.
wirt sî sîn inne, ez ist ir zorn. (16,13-16)

Ulrich ist natürlich nicht bereit, dem Rat der Niftel zu folgen und von dieser Minne abzulassen: Eher wolle er in ihrem Dienst den Tod erleiden als dies tun. Hier zeigt sich ganz deutlich das Dilemma zu Beginn des ersten Dienstes: Ulrich handelt in seiner Unbeirrbarkeit durchaus so, wie man es von einem rechten Minneritter erwartet, doch es fehlt ihm die Einsicht für das rechte Maß; denn er will nicht wahrhaben, daß seine Wahl die *vrouwe* mit *zorn* erfüllen muß, da sie diese als eine Mißachtung ihrer Ehre empfinden würde. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß die Niftel der Herrin eine solche Reaktion keineswegs zum Vorwurf macht, es läge ihres Erachtens ganz an ihrem *neven*, seine Einstellung zu ändern. Als die Verwandte Ulrichs sieht, daß der junge Ritter von der Minne zu jener hohen Herrin nicht abzustehen bereit ist, erklärt sie sich schließlich doch bereit, die Botschaft zu übermitteln. Jedoch ist sie von der Hoffnungslosigkeit dieses Unternehmens überzeugt: *"Neve, waz sol ich sprechen mê? got gebe, daz ez dir wol ergê"* (17,5f.). Ulrich übergibt in diesem Zusammenhang seiner Niftel auch ein Gedicht, in dem er seine Wahl vor der Minnedame rechtfertigt: *Ich hân den wunsch an ir gesehen, daz man ir muoz des besten jehen* (2,5f.).[37]

Die Antwort der *vrouwe* entspricht natürlich ganz dem, was man erwarten mußte; dies deutet die Niftel bereits mit ihren

Begrüßungsworten an: *"ich hân dir getân, daz ich vil pillîch hete lân"* (19,24f.). Die Herrin sei nicht bereit, Dienst und Lied anzunehmen: *"daz gienge mir ûf die êre mîn"* (21,8). Ihr Interesse an ihm - so beteuert die *vrouwe* - erkläre sich einzig daraus, daß er einst ihr *kneht* gewesen sei. Ulrichs Antrag ist in ihren Augen *tumpheit;* die Niftel vermag der *vrouwe* nicht zu widersprechen, auch sie muß feststellen: *"Ir sît im gar ze hôhe geborn"* (21,21), sie kann nur vermitteln:

> *Dô sprach ich: "vrowe, enzürnet niht!*
> *alsölher dinge vil geschiht,*
> *daz ein junc man sô hôhe gert,*
> *des er ist immer ungewert."* (21,13-16)

Neben der Unwürdigkeit Ulrichs zu so hohem Dienst nennt aber die Dame einen weiteren Grund für die Ablehnung seines Werbens, der dem Ritter Gelegenheit zu einer ersten aufsehenerregenden Bewährungsprobe geben sollte, nämlich seinen verunstalteten Mund. Mit Recht hat die Forschung das Motiv der Mundoperation den "unvergleichlichen" Taten der Artushelden an die Seite gestellt.[38] Doch unüberhörbar klingt auch hier - neben solchen Bemerkungen, die nur das Außergewöhnliche der Dienstleistung kontrastiv hervorheben sollen - echte Kritik an. So antwortet die Niftel, als ihr Ulrich seinen Entschluß zur Operation mitteilt:

> *"Mit rehten triuwen sô rât ich,*
> *daz dû sô iht verderbest dich.*
> *leb, als dich got hab heizen leben,*
> *und hab, daz er dir hab gegeben,*
> *von im vil willeclîch für guot.*
> *ob dû daz tuost, dêst rehter muot.*
> *wil dû dich anders, dann er wil,*
> *des muotes ist dir al ze vil."* (23,13-20)

In den Augen seiner Verwandten würde sich Ulrich durch seine Mundoperation - in der am Ende des FD aufgegriffenen Waltherschen Terminologie ausgedrückt - gegen Gottes *hulde* entscheiden, um durch eine etwaige daraus erfolgende Annahme des Dienstes durch ein *werdez wîp* an *êren rîch* zu werden (vgl. 21,17ff.). Und als die *vrouwe* von Ulrichs Absicht erfährt, stellt sie fest: *"ez deuht mich tumplîch gar getân, wold er sich alsô snîden lân"* (26,27f.).

Als Ulrich nach seiner Genesung wieder zu seiner Niftel kommt, übergibt er ihr ein Lied (II) für seine Herrin, das er in Graz dichtete, während er krank darnieder lag. Darin geht nun Lichtenstein mit keinem Wort auf die epische Situation ein. Vielmehr ist ganz dem Liebesempfinden des Dichters Raum gegeben, wenn auch - für den modernen Leser ungewöhnlich - im Gewand konventioneller Form, gestaltet als Umkehrung des Tagelied-Motivs: Die Nacht vermag dem Dichter keine Freude zu bereiten, deshalb preist er den Tag, dessen Schein der *vrouwe* gleicht. Wer hingegen *sæliclîchen lît,* der kann *von schulden* die Nacht preisen, Ulrich hingegen muß *sendiu leit* erdulden. Der Tag hat dem Dichter den ersten Anblick seiner Herzensdame gewährt, deshalb ehrt er ihn. Die Nacht bringt ihm nur Sorgen, der Tag beschert wenigstens den *wân* (hier durchaus positiv verstanden), die *vrouwe* zu sehen. Das Gedicht schließt mit der Versicherung, daß auch Ulrich die Nacht loben wolle, könne er der Angebeteten *nâhen ligen,* doch zur Zeit mache sie ihn nur *unfrô.*

Ganz klar tritt in diesem Gedicht Ulrichs Technik vor den Leser: Es werden inhaltliche Bestandteile aus dem konventionellen Tagelied genommen und der Stimmung des Dichters entsprechend eingesetzt. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß hier Ulrich den Wunsch nach der höchsten Minneerfüllung ausspricht, wozu die *vrouwe* auch überhaupt nicht Stellung nimmt, als daß dieses Lied der niedergeschlagenen Stimmung seines Autors während der Abfassung Ausdruck verleiht. Damit will ich natürlich nicht gesagt haben, daß die im FD geschilderten Minnebeziehungen dem Bereich der historischen Wirklichkeit angehören müssen. Zweifellos hat man die Lieder des Minnesangs "anders zu verstehen denn als Ausdruck unmittelbaren Erlebens"[39], doch zeigt gerade die Art, wie Ulrich seine Lyrik im FD einsetzt, daß das mittelalterliche deutsche Publikum an den Gedichten nicht bloß die Formkunst bewunderte, sondern sie auch als Veranschaulichung von Stimmungen erfaßte, obwohl der Sänger 'nur' Überliefertes neu gestaltet.

Bedenkt man nun, daß vieles dafür spricht, Ulrichs Gedichte zeitlich vor den Strophen des *mære* anzusetzen, so wird man die Aussagen des Erzählteils anders zu beurteilen haben als jene der Gedichte; dann treten uns jeweils zwei verschiedene Geisteshaltungen entgegen - die Stimmung des Dichters bei der Abfassung seiner Lyrik und ein konkretisierendes erläuterndes

Nacherleben derselben mit bestimmten - zumeist lehrhaften - Absichten. Daher hat der Versuch, das im FD zum Ausdruck gebrachte didaktische Wollen des Dichters zu verstehen, m.E. vom *mære* und nicht von den Gedichten auszugehen.

Nach dem für Ulrich demütigenden ersten Zusammentreffen mit seiner Herzensdame,[40] das den jungen Ritter zu unmäßiger Klage und Selbstbeschuldigung[41] veranlaßt, ergibt sich ihm endlich die Gelegenheit, sich seiner *vrouwe* zu erklären. Das Motiv der 'Minnestummheit', das das erste Zusammentreffen bestimmte, ist jetzt ganz aufgegeben. Der Ritter fleht die Herrin redegewandt an, ihm *genædic* zu sein und beteuert seine *lûtterlîche stæticheit* sowie die Bereitschaft zu *ritterlîcher arebeit* um ihretwillen. Die Haltung der Dame aber bleibt ablehnend. Die Angebetete wirft dem in ihren Augen kindlichen Minneritter Unkenntnis des rechten Dienstes an der 'hohen Minne' vor und verweist erneut auf seine jugendliche Unerfahrenheit. Ulrich anerkennt ihr Urteil, schränkt es jedoch in einem wichtigen Punkt ein:

> *"anders pin ich wol sô wîs,*
> *daz ich behalt wol riters prîs*
> *iu ze dienest sunder wanc:*
> *dar zuo sô bin ich niht ze kranc."* (42,5-8)

Den ersten Schritt zu einem vollkommenen Minneritter glaubt Ulrich also schon getan zu haben: Er besitzt seiner Meinung nach bereits so viel Erfahrung im ritterlichen Kampf, daß er damit einer *vrouwe* dienen kann.

Unbeirrt von der erhaltenen Absage sucht Lichtenstein gleich nach seinem Abschied von der Herrin in ihrem Dienst *ritterschaft*, *hôch gemuot* darüber, daß er ihr seine Liebe gestehen konnte. Tatsächlich stellen sich auch die ersten ritterlichen Erfolge ein: Es gelingt ihm, in einer Tjost einen *werden ritter* zu besiegen.

Im darauf folgenden Winter widmet sich Ulrich wieder der Dichtkunst. Das erste Büchlein und das dritte Lied beziehen sich beide auf die Unterredung Ulrichs mit der *vrouwe*. In dem *vil kleinen puoch* bekundet der Dichter seiner Dame die Freude darüber, daß er mit ihr über seine Minne sprechen durfte. Er nimmt im folgenden das Reinmarsche Motiv des Kußraubes auf, versichert aber gleich darauf, nichts sprechen oder denken zu wollen, was der Ehre der gleichsam als übernatürliches Wesen verherrlichten Dame schaden könne. Wenn sein *tumber gedanc* ihn

zu einer Ungehörigkeit verleitet habe, dann soll das als Bote angesprochene Büchlein diesen Wunsch verschweigen: *wan ich sîn weiz got nie gedâht;* auf geschickte Art versteht also Ulrich, diesem durch die Walther-Reinmar-Fehde umstrittenen Motiv die Spitze zu nehmen. Der wesentliche Gedanke der Botschaft besteht in der Versicherung, daß die Annahme des Dienstes durch die *vrouwe* dieser keine Verminderung der Ehre bringen würde; denn der Dichter ist *getriuwe* und zweifelt außerdem nicht daran, durch seine zukünftigen Taten *swaz frowen gnâde sî genant bejagen* zu können (56,14-18).[42] Auch das darauf folgende Lied schließt an das Gespräch mit der Herrin an: Obwohl das Herz Ulrichs *tump ... von den jâren* ist, gibt es dem *lîp* den weisen Rat, der tugendhaften *vrouwe* in treuem Dienst ergeben zu sein. Wollte sie seinen Dienst und seinen Minnesang annehmen, wäre dies dem Ritter *hôhe* Belohnung. Obwohl der *hôhe muot* Lichtenstein *ze hôch* werben macht, bekennt sich das Herz zu dem Dienst, *wanz ie die nidern minne flôch;* denn die niedere Minne tötet die Freude. Die hohe Minne hingegen gibt hoffnungsvolle *sorge* auf ehrenbringende Anerkennung.

Es sei in diesem Zusammenhang nicht auf die Frage eingegangen, ob das Lied an dem Streben Walthers nach der 'ebenen Minne' Kritik zugunsten Reinmars üben wollte.[43] Dem Verfasser des FD dient es jetzt in erster Linie dazu, die Wahl des erzählenden Ich zu begründen.

Doch alle Hoffnung, die Ulrich an die Antwortzeilen knüpfte, wird durch die Ankunft des Schreibers zunichte. Die Herrin ist nicht bereit, den Dienst des nach zu hoher Minne begehrenden Ritters anzunehmen. Die neuerliche Ablehnung der Werbung Ulrichs (*"swer muotet des er niht ensol, der hât im selb versaget wol"*, 60,29f.) versetzt diesen in abermaliges *trûren*. Doch verharrt der Dichter nicht in der 'Reinmarschen Grundhaltung', sein Leid schön zu tragen (MF 164,32) - wiewohl er bereit ist, sich gänzlich in den Willen der *vrouwe* zu fügen -, sondern faßt die Worte der Erwählten als Ansporn zu neuen ritterlichen Taten auf, denn sein Dienst kann niemals einem anderen *wîp* zugewandt werden: Keine andere vermag sein Herz *alsô vrô* zu machen. Es gilt daher, die Angebetete von der eigenen *werdecheit* zu überzeugen:

> *ich wil den lîp und ouch daz guot*
> *durch si wâgen, daz ist mîn muot.* (62,11f.)

Der folgende Teil des FD legt beredtes Zeugnis ab für Ulrichs Schätzung des tätigen Rittertums, zu dem vor allem der Frauendienst seiner Meinung nach immer neuen Antrieb zu geben vermag.

wie sol man baz ze heile komen,
danne daz man werden wîben sî
mit triuwen stætes dienstes bî...? (147,8-11)

daz ist ôt diu werde ritterschaft (147,13)

Zu Ehren seiner Herzensdame nimmt er an zahlreichen Turnieren teil und erwirbt sich dabei Ruhm. In diesem Zusammenhang werden - wie schon erwähnt - zahlreiche Ritter namentlich genannt, von denen die meisten urkundlich nachweisbar sind.[44] Hier hat also unbezweifelbar historische Wirklichkeit in den FD Eingang gefunden, oder - genauer gesagt - sich mit poetischer Wirklichkeit verbunden. Ob die im FD geschilderten Turniere bzw. Turnierfahrten historische Wirklichkeit widerspiegeln, d.h., ob Ulrich die zugrundeliegenden literarischen und brauchtümlichen Motive, die uns vor allem im ersten Friesacher Turnier bzw. im Venus- und Artuszug entgegentreten,[45] tatsächlich nachgespielt hat, läßt sich auf Grund des Fehlens jedweder urkundlichen Bezeugung nicht mit Sicherheit sagen. Doch sei - trotz der Ablehnung durch U. PETERS - nochmals des alten SCHÖNBACH'schen Arguments gedacht, daß die historisch bezeugten Personen, die das *mære* nennt, einer willkürlichen Ausgestaltung der betreffenden Partien im Wege stünden. Die Erwiderung von PETERS, daß "auch eine nicht wirklichkeitsgetreue Darstellung möglich gewesen" wäre, "deren fiktiver Charakter die Zuhörer, die sicher auch zu einem Teil im FD erwähnt werden, belustigt haben mochte",[46] kann m.E. nicht überzeugen, wenn man bedenkt, daß einige von Ulrich genannte Persönlichkeiten auf Grund des Handlungsverlaufes keinerlei Anlaß hatten, 'belustigt' zu sein, so etwa der urkundlich bezeugte Zacheus von *Himelberc*[47]; von ihm erzählt der Dichter anläßlich des Berichts von der Venusfahrt, er habe eine Mönchskutte über seine Rüstung gestreift und *het ûf sînem helm ein hâr: ein breitiu blatte was dem geschorn* (199, 16f.). Ulrich - als Frau Venus verkleidet - verweigert deshalb diesem Ritter den Speerkampf. Erst als beim dritten Zusammentreffen in St. Veit die Umstehenden die *küneginne Venus* auffordern, dem 'Mönch' die Tjost zu gewähren, willigt 'sie' ein. Ulrich gelingt es darauf - wie beabsichtigt -, seinen Gegner aus dem Sattel zu heben:

sîn val mich harte ringe wac.
dâ muoste der biderbe lîden spot:
des valles manic munt lobt got. (205,10ff.)[48]

Noch Schlimmeres wird im FD von Hadamar von *Küenringe* erzählt: Als dieser Ritter in Wien die 'Frau Venus' zur Tjost auffordert, bekommt er die Antwort, daß ihn die 'Königin' ersuche, bis zum nächsten Morgen damit zuwarten zu dürfen, da 'sie' heute schon zu müde sei. Hadamar ist damit auch einverstanden. Dieser Bescheid gibt aber Anlaß zu einem für den Kuenringer höchst diffamierenden Gerede:

man sprach: "diu küneginne hât verseit
hern Hademâr ir tyoste hie.
daz tet sie für wâr ritter nie.
ich waen, siz dar umbe hât getân,
daz man des giht, er minne die man." (266,4-8)[49]

Wären diese Szenen Erfindungen Ulrichs gewesen[50] - ganz gleichgültig, ob man Hadamar tatsächlich Homosexualität nachsagte oder nicht bzw. ob den Lichtensteiner persönliche Feindschaft zu dieser Äußerung bewog -, so hätte der Dichter mit Notwendigkeit damit rechnen müssen, von den betroffenen Personen bzw. deren Geschlechtern sogleich als Lügenerzähler gebrandmarkt und in seinem gesamten didaktischen Wollen angezweifelt zu werden, was umso schwerer wiegt, wenn man Ulrichs Publikum auf den Ostalpenraum beschränken muß, wie THUM annimmt,[51] es also im großen und ganzen identisch wäre mit der in den FD aufgenommenen Ritterschaft. Aus diesem Grund liegt - trotz des Schweigens der Quellen - m.E. die Annahme sehr nahe, daß Ulrich Venus- und wohl auch Artusfahrt tatsächlich abgehalten hat.[52]

Doch kehren wir jetzt zur Erzählung des FD zurück. Charakteristisch für Ulrichs Unternehmungen bleibt sein stetes, theatralisch anmutendes, Bestreben, durch besondere Taten Aufsehen zu erregen; dies trifft auch auf das erste große Turnier zu, an dem der Lichtensteiner teilnimmt, nämlich jenes von Friesach, wo er - für die Teilnehmer unerkannt - als 'Maigraf' auftritt.[53] Den Anlaß zu dieser Maskerade gibt die folgende Überlegung:

ich gedâhte, waz ich tæte dâ
daz niemen hete ê anderswâ
getân, und daz wære ritterlîch. (71,21-23)

Auf diese Weise hofft er, Ehre zu gewinnen.

Nicht vorübergehen sollte man an folgender - sicher nicht als Versfüllsel mißzuverstehender - Selbstkritik des distanzierten Erzählers: Ulrich reitet als grüner Ritter mit seinem Gefolge von elf ebenfalls grün gekleideten Knechten zum Turnierplatz, von dem er sich kurz vorher heimlich entfernt hatte:

> *Daz niemen dâ erkande mich,*
> *des freut mîn t u m b e z herze sich.* (73,17f.)

Als *tump* charakterisiert Ulrich nicht sein Bestreben nach außergewöhnlichen ritterlichen Taten, sondern seine kindliche Freude daran, nicht erkannt zu werden. Tatsächlich hat ja der Held der Erzählung bei seinen späteren ritterlichen Maskenzügen (trotz der gegenteiligen Behauptung von 158,3ff.) keinen krampfhaften Ehrgeiz mehr, der Gesellschaft zu verheimlichen, wer hinter der Maske verborgen ist - die Ritter wahren trotzdem (abgesehen von humorvollen Anspielungen) das von Ulrich gewählte Pseudonym und spielen bei seinen Unternehmungen mit. Aber der jugendliche Lichtensteiner freut sich noch über solche Äußerlichkeiten, die unter Umständen sogar seine im Turnier errungene ritterliche Ehre beeinträchtigen hätten können, denn als sich Ulrich wieder von den Turnierenden entfernen möchte

> *daz volk dâ allez nâch mir reit:*
> *daz was mir herzenlîchen leit.* (75,14f.)

Nur dem Eingreifen Heinrichs von Istrien hat es der Ritter schließlich zu verdanken, daß man ihn nicht verfolgt:

> *"er wil uns wesen unbekant:*
> *sît ez des helden wille sî,*
> *sô lât in nâchrîtens frî."* (75,22ff.)

Auf diese Weise hat Ulrich sein Ziel erreicht; denn am Abend fragen die Ritter einander, ob jemand wisse, wer der geheimnisvolle Unbekannte mit dem *maienvarben wâppencleit* gewesen sei, *er mac wol sîn des muotes rîch.*

Entscheidend ist jedoch, daß die *vrouwe* von Ulrichs Taten erfährt. Die Niftel erklärt sich bereit, dieser durch einen Boten entbieten zu lassen, *"daz ez ze Frisach niemen baz hât getân danne dû"* (96,30f.). Ulrich, der dem Leser zweimal im Verlauf seiner Erzählung vom Friesacher Turnier *durch zuht* mitgeteilt hat: *ez*

tet dâ maniger baz denn ich (76,24 und ähnlich 95,14f.), schweigt zu diesen Worten der Verwandten, wodurch er im Erzählzusammenhang einen Verstoß gegen eben diese *zuht* begeht. Tatsächlich heißt es dann in dem Brief der Niftel an die *vrouwe: ze Frisach ist ein ritterschaft/gewesen .../Dâ hât daz beste gar getân/iwer getriwer dienestman,/mîn neve von Liehtensteine* (100,5-9). An diesem Punkte setzt die Kritik der Herrin ein; sie antwortet dem Boten: *"sage dîner vrowen den dienest mîn ... und sage ir von mir offenbâr,/si habe enboten mir niht wâr"* (100,27-30).

Die Lehre, die Ulrich an diesem 'Minne-Kasus' erläutern will, ist im Brief der *vrouwe* zusammengefaßt:

> *Du lobest mir vaste den neven dîn:*
> *daz mac wol von der sippe sîn.*
> *mir lobent sîn aber di vremden niht:*
> *dâ von ist dîn lop gar enwiht.*
> *und wil du mirn ze hôhe loben,*
> *ich zîhe dich, du wellest toben.* (101,17-22)

Ulrich ist durch diese Antwort beschämt, doch die Berechtigung des Vorwurfs steht für den Erzähler des FD ganz außer Zweifel.

Der junge Ritter zieht aus der Stellungnahme seiner Herrin die für ihn einzig mögliche Konsequenz: *ich muoz mit ritterschaft gein ir ze hôhem lobe komen* (101,26f.); und daß die ritterliche Betätigung der beste Weg für denjenigen ist, der nach *hôher minne* strebt (102,12f.), bestätigt auch der distanzierte Erzähler: *wil er nâch hôher minne streben, sô sol er werdeclîchen* (='ritterlich') *leben* (102,15f.).

Als einen Minnekasus hat man m.E. auch die *Aventiure wie der herre Uolrîch sînen finger verlôs* zu verstehen. Gleich nachdem es zu der Verletzung gekommen ist, sagt Lichtenstein zu den umstehenden, ihn beklagenden Rittern:

> *"ich sagiu, wâ von ichs bin frô:*
> *ez ist mir durch ein wîp geschehen:*
> *diu muoz sîn mir für dienest jehen".* (108,10-12)

Dennoch bringt die Verletzung dem Ritter neuerliches *trûren*, da sie ihn daran hindert, für seine *vrouwe* die Rüstung zu tragen (115,29ff.), ein Umstand, der Ulrich veranlaßt, das zweite Friesacher Turnier durch eine schlaue List zu verhindern. Jetzt geht es ihm nur darum, einen geeigneten Boten zu finden, um der *vrouwe*

mitzuteilen, *daz ich durch sî was warden wunt* (117,30). Nachdem Ulrich einen ihm von früher bekannten Knappen für die Aufgabe gewonnen hat, ersucht er diesen, der Herzensdame mitzuteilen, er habe in einer Tjost *durch sî einen vinger vlorn* (121,27). Vorerst geht die Herrin aber überhaupt nicht auf diese Mitteilung ein, sondern versucht nochmals, den unerwünschten Dienst von sich abzuwenden:

> *"er müet sich selben gar umb niht.*
> *diu tumpheit nimmer mir geschiht,*
> *daz ich sô neme den dienest sîn,*
> *dâ von sich krenk diu êre mîn."* (124,21-24)

Aber auch diese - sogar mit einer Drohung verbundene - Zurückweisung der Werbung Ulrichs läßt den Ritter nicht von seinem Vorhaben abstehen. In dem darauf folgenden Jahr schickt er den Boten erneut zu der Angebeteten. Jetzt erst kommt diese auf Ulrichs Verletzung zu sprechen: *"du sagest mir ...,/daz er het einen vinger vlorn/in mînem dienest: des ist niht"* (137,11ff.). Tatsächlich hat ja der Lichtensteiner den Finger durch seine Verletzung nicht eingebüßt, wenn dieser auch seit damals *erkrumbet* ist. Was die *vrouwe* mit ihrer Feststellung sagen will, wird durch die folgenden Verse klar: *"Ich gan im sînes vingers wol, wan daz man mir niht liegen sol"* (137,25f.). Das Ulrich hier vorgeworfene Vergehen ist ein ähnliches wie jenes im Zusammenhang mit dem Friesacher Turnier: In beiden Fällen werden - mit seinem Einverständnis, hier sogar von ihm ausgehend - die Taten bzw. der Einsatz Lichtensteins der Herrin über Gebühr vergrößert dargestellt, und beidemal weist die *vrouwe* deshalb die ihr übermittelte Botschaft zurück.

Ulrichs Reaktion ist aber nicht, sich die Rüge zu Herzen zu nehmen, sondern er beschließt, sich den Finger abzuhacken, um auf diese Weise den Vorwurf der *vrouwe* zu 'entkräften'. Daß er damit die ihm vorgehaltene Übertreibung nicht ungeschehen machen kann, bedenkt er nicht; es geht ihm zu diesem Zeitpunkt der Erzählung nur darum, sich seine Herrin durch außergewöhnliche Leistungen zu verpflichten.

Auch in diesem Zusammenhang läßt der Dichter die 'Stimme der Vernunft' zu Wort kommen und zwar in der Stellungnahme eines *biderben* Mannes namens Ulrich von Hasendorf. Als der Lichtensteiner diesen ersucht, er möge ihm den Finger abschlagen, antwortet er ganz entsetzt:

> *"neinâ, herre, nein!*
> *sô wæren iwere sinne clein,*
> *und wære ein grôziu missetât.*
> *vergâht iuch niht: daz ist mîn rât.*
> *ir sült iuch sus verderben niht.* (139,9-13)

Erst als Ulrich auf seiner Bitte besteht, willigt der Mann ein. Ähnlich entsetzt reagiert auch der Bote, als er den abgeschlagenen Finger sieht.

Tatsächlich glaubt Ulrich, nach dieser 'Tat' ein Anrecht auf den *danc* der *vrouwe* zu haben:

> *"und wil si mirs niht wizen danc,*
> *daz ich si vor allen vrowen hân*
> *ze liebe erkorn, dêst missetân."* (140,18-20)

Es ist m.E. bemerkenswert, daß der verständige Knappe diese als Botschaft gemeinten Worte nicht ausrichtet, offensichtlich deshalb nicht, da sie Ulrich erneut ins Unrecht setzen würden. Vielmehr rät er dem Lichtensteiner, eine Botschaft an seine Herrin zu richten, *diu mit süezen worten kraft habe* (140,24f.). Der Dichter verfaßt darauf das zweite Büchlein, in dem er versucht, das Mitleid seiner Herzensdame zu wecken und appelliert deshalb an ihre *güete*. Alles hängt bloß davon ab, die *vrouwe* von seiner *stæte* und von der *senden nôt*, die sein Herz leidet, zu überzeugen (149,26ff.), dann würde das *guote wîp* den Trost nicht verweigern. In diesem Sinne ist der übersandte Finger ein Pfand der *triuwe*. Doch hütet sich der Dichter jetzt, eine etwaige Zurückweisung des Dienstes "expressis verbis" als Schuld der *vrouwe* zu deklarieren.

Als die Dame den abgeschlagenen Finger erblickt, ruft sie aus:

> *"owê, ditz ist ein grôz geschiht!*
> *ich ensolt der tumpheit trûwen niht,*
> *daz immer ein versunnen man*
> *im selben hete daz getân."* (142,1-4)

Daß die *vrouwe* in ihren Augen nicht 'Haarspalterei' betrieb, als sie gegen die Mitteilung, Ulrich habe in ihrem Dienst einen Finger *vlorn*, Stellung nahm, bekundet sie jetzt mit den Worten:

> *er möhte den vrowen verre baz*
> *gedienen, ob er in hete noch,*
> *den vinger sîn.* (155,22-24)

Sie trennt in ihrer Botschaft sehr wohl zwischen Mitleid und Minne: "*mir tuot des vingers sterben wê; doch durch dîns herren liebe niht*" (154,30f.); dennoch behält sie den Finger bei sich, wenn auch mit der Versicherung, daß sie nicht gedenkt, Ulrichs Dienst zu belohnen. Erschienen ihr doch bisher alle außergewöhnlichen Taten des Lichtensteiners - mit Ausnahme seiner Dichtkunst und seiner Ritterschaft - nur als *tumpheit*.

Aber der Lichtensteiner empfindet die Annahme des Fingers als ersten Erfolg, ein Umstand, der ihn in der Folge zu seiner Venusfahrt beflügelt.

Befragt man den seit Ulrichs Ritterschaft sich entrollenden Erzählabschnitt nach seiner Funktion, so hat man diesen m.E. als ein Sammeln von Erfahrungen sowohl in praktischer als auch in minnetheoretischer Hinsicht zu verstehen. Der in ritterlichen Belangen wie auch in Fragen des Minnedienstes vorerst noch ungeübte Jüngling muß eine 'Lehrzeit' durchmachen, um zu dem erfahrenen Minneritter des zweiten Dienstes werden zu können. Entscheidend ist dabei, daß er - trotz verschiedener im folgenden z.T. sehr drastisch geschilderter Rückschläge - nicht an den als wahr erkannten höfischen Werten zu zweifeln beginnt, sondern gerade durch diese ihm begegnenden Rückschläge schließlich jene "Bewegung im Sinn höfischer Bildung und Erziehung durch die Frau"[54] vollzieht. Es wäre also falsch, jeder einzelnen Handlungsweise des Helden exemplarischen Charakter im Sinne idealer höfischer Verhaltensweise (etwa als Ausdruck des Postulates eines 'totalen Minnedienstes') beizumessen, ebenso wie es sicherlich nicht angeht, daraus die Absicht der Pervertierung des Minnerittertums durch den Dichter abzuleiten. Und was die mehrfach ausgesprochene These von den streng antithetisch auf einander bezogenen beiden Diensten als 'nicht vorbildlich' und 'vorbildlich' anlangt, so dürfte auch sie - wie schon T. Mc FARLAND feststellte[55] - dem FD letztlich nicht gerecht werden. Denn der Erfahrungsbereich, den dieses Werk vermittelt, ist - soviel ich sehe - keineswegs nur zweischichtig, sondern erscheint eher mit einer vielstufig ansteigenden Treppe vergleichbar. Der erste Dienst ist nicht Warnung vor der Hohen Minne schlechthin, sondern das Gesamtwerk soll vielmehr als an-

schaulicher Wegweiser richtigen Verhaltens für die Männer und Frauen der adeligen Gesellschaft verstanden werden. Wenn im zweiten Dienst von keinen Minnetorheiten Ulrichs mehr die Rede ist, so liegt dies m.E. nämlich nicht daran, daß die Hohe Minne des ersten Dienstes dem Ich des Dichters jene Verirrungen abforderte,[56] sondern an der allmählich erworbenen Erfahrung des Helden der Erzählung, deren stufenweise Aneignung wir bei der Lektüre des FD miterleben. Gerade die Botschaft nach dem ersten Turnier von Friesach und die 'Finger-Episode' machen - glaube ich - deutlich, wie sehr sich Ulrich noch als Lernenden zeichnet, der die ihm zukommende *mâze* noch nicht gefunden hat. Bis zu diesem Zeitpunkt der Erzählung erscheint es mir jedenfalls problematisch, von einer 'Schuld' der ersten *vrouwe* zu sprechen.

Eine tatsächliche Änderung in ihrer Haltung Ulrich gegenüber bringt die Venusfahrt des Lichtensteiners. Schon als der Bote ihr den Entschluß zu diesem ritterlichen Unternehmen mitteilt, anerkennt sie den ehrenbringenden Wert dieses Vorhabens:

> "*ob ez im gegen mir niht enfrumt*
> *an lobe ez im ze staten kumt.*" (159,11f.)

Damit bekundet die *vrouwe* ganz klar ihre Bereitschaft, eine tatsächlich *guote* Tat auch anzuerkennen. Und als sich der Venuszug Richtung Wien bewegt, tritt tatsächlich die Wendung ein - die Anerkennung des Dienstes. Die entscheidende Botenstrophe sei hier zitiert:

> "*Diu schœne, tugentrîche giht,*
> *si habe an iwern êren pfliht:*
> *swaz sô iu êren sî geschehen,*
> *des welle sî für sælde jehen.*
> *ir habt die vart durch sî getân:*
> *dâ von wil sî des êre hân,*
> *swaz sô iu êren widervert;*
> *dâ mit ir trûren wirt verzert.*" (242,9-16)

Als Zeichen der Annahme dieses Dienstes übergibt der Knappe dem beglückten Ritter einen Ring der Herrin.

Damit tritt eine wesentliche Änderung in dem Verhältnis *vrouwe* - Ritter ein: War die Dame bisher immer nur bestrebt gewesen, sich des unerwünschten Minnedieners zu entledigen, so

fällt ihr durch die Dienstannahme in den Augen des Dichters ebenfalls eine gewisse Verpflichtung gegenüber ihrem Ritter zu, die sie nicht - je nach Laune - wieder leichtfertig abschütteln darf.

Diese Haltungsänderung von Ulrichs *vrouwe* auf Grund des Venuszuges unterstreicht natürlich die Bedeutung des Ritterdienstes für den Frauendienst in besonderem Maße (vgl. 254,9-16). Wie sehr dem Lichtensteiner das allgemeine Akzeptieren einer solchen Lebensführung Zeichen einer heilen Welt ist, zeigt seine Reaktion auf die freudige Zustimmung der Ritter, als sie den Einladungsbrief der *küneginne Venus* vernehmen:

> *wan teutschiu lant di stuonden sô,*
> *daz niemen was dâ êren rîch,*
> *er müeste varen ritterlîch*
> *und wesen durch vrowen hôchgemuot.*
> *des was dô site und wær noch guot.* (164,20-24)

Hier klingt erneut ein Gedanke an, der jetzt immer mehr an Bedeutung gewinnt und allmählich zur beherrschenden Vorstellung des FD wird: Die Voraussetzung von *vreude* und *hôhem muot* für ein standesgemäßes, das heißt ethisch untadeliges, ritterliches Leben. Aus dem bisher Gesagten wissen wir, daß *vreude* und *trûren* von Anfang an mit dem Frauen- und Ritterdienst untrennbar verknüpft sind; denn Freude erwächst durch ritterliche Betätigung und Bewährung im Dienst der *vrouwe* bzw. durch Erfolge bei der Minneherrin, *trûren* hingegen erfüllt z.B. den *minnesiechen man*, wenn er im Winter zur Untätigkeit gezwungen ist und nicht *durch die vrowen* nach ritterlicher Ehre streben kann (s.o.).[57] Es ist verständlich, daß diese oberflächliche Gefühlsrelation bei der allmählichen Vertiefung des *vreude*-Begriffes durch Ulrich nicht auf die Dauer Bestand haben konnte.

Eine wichtige Quelle freudiger Stimmung sind für Lichtenstein komische Situationen, die zum Lachen reizen. Daran konnte es ja bei der nicht auszubleibenden Kollision von historischer und poetischer Wirklichkeit keinen Mangel geben. Ulrich hat solche komische Szenen in großer Zahl in seinen FD miteinbezogen. Allein der mehrmalige Hinweis, daß sein Versuch, als Frau Venus in Gesellschaft beim Kirch- aber auch beim Opfergang Frauenart nachzuahmen, Heiterkeit erregt, ist auffällig genug.[58] In diesem Zusammenhang sei auch die bekannte Episode mit dem *windischen wîp* in Kindberg erwähnt, als das der dort ansässige Otto von *Buochowe* der Frau Venus entgegenreitet. Otto läßt seine Absicht durch einen Boten der 'Königin' ankündigen: *"diu wil mit ritterscheft ir lîp gein iu versuochen ûf dem plân"* (216,26f.); Ulrich benützt die Situation sogleich zu einem frivolen Scherz:

> *Ich smielt und hiez dem boten sagen,*
> *swâ ich noch ie bî mînen tagen*
> *getyostirt hete wider diu wîp,*
> *dâ wær gar harnaschblôz mîn lîp*
> *gegen ir aller tyost gewesen,*
> *"und bin doch vor in wol genesen.*
> *ir tyost tuot herzenlîchen wol:*
> *gein in sich niemen wâpen sol."* (217,5-12)

Als darauf der Bote auf Ulrichs Verkleidung anspielt, erwidert der Lichtensteiner, den Scherz fortführend: *"ich bin vor allen mannen maget/und bin den wîben bî gelegen:/mit den kan ich wol freuden pflegen* (217,22ff.). An diese Bemerkung fügt Ulrich seine Pointe, indem er feststellt: *"ist iwer vrowe für wâr ein wîp,/di sol gar harnaschblôz mîn lîp/vil wünneclîche alhie bestân"* (217,25ff.), wodurch er den Boten zwingt, Farbe zu bekennen: *"iu sol mîn vrowe sô sîn bekant:/ez ist ein ritter vil gemeit/und hât sich als ein wîp gekleit"* (217,30ff.).

Zweifellos ist es bemerkenswert, daß Ulrich in ritterlicher Gesellschaft sich einen solchen Scherz erlauben kann, ohne sein 'Image' als getreuer und ethisch verantwortungsvoller Minneritter zu gefährden. Andernfalls hätte der Dichter die *vrouwe* zweifellos auf diese anzügliche Rede reagieren lassen. Doch da für alle Beteiligten sowie für das Publikum die Szene eindeutig als ein schwankhaftes 'Spiel' durchschaubar ist, bedeutet die hier dargestellte Komik keine Pervertierung der vom Dichter selbst exemplarisch 'nachgelebten' Werte des Ritterstandes, sondern dient der Erhöhung der Lebensfreude. Das gleiche Motiv der Verkleidung als Frau legt der Domvogt Otto von Lengenbach der scherzhaften Begrüßung Ulrichs nach der Venusfahrt zugrunde: *"got wunder hât getân/an iu, daz ir nu sît ein man/und wârt vor vier tagen ein wîp"* (293,17ff.). Die Reaktion Ulrichs und der umstehenden Ritter ist ein herzliches Lachen *als man nâch spæher rede tuot* (293,26).

Schließlich sei noch eine letzte Szene dieser Art herausgegriffen: Als Ulrich in der Maske des König Artus in Wr. Neustadt

einzieht, begrüßt ihn Heinrich von *Habechspach ûz hôhem muote* mit Worten, die in humorvoller Weise auf den Maskenträger anspielen:

> "*Do ich nu jungest von iu schiet,*
> *dô sunget ir guot niuwiu liet.*
> *der selben liet sprach einez sô,*
> *daz iwer herze sprünge hô*
> *und wie ez stiez an iwer prust*" (=XXXII. 469,9-13)

Ulrich vergißt auch hier nicht zu betonen, daß man *der rede ... lachen dô began* (469,16).

H. MILNES[59] hat sicher zu Recht gegen die Ansicht Stellung genommen, daß Ulrich keinen Humor habe, ebenso wie seine Feststellung richtig ist: "For Ulrich laughter and high spirits go together".[60] Wenn er hingegen daraus den oben zitierten Schluß ableitet, daß Ulrich in seinem Werk die Karikatur eines Minneritters darstelle und somit, zur Unterhaltung seines Publikums, eine spöttische Satire auf den Frauendienst geschaffen habe, so bedenkt er nicht, welche 'ideologisch' bedeutsame Funktion Ulrich dem Lachen beimißt. Dies sei nun im folgenden veranschaulicht.

Auf der Artusfahrt reitet dem Lichtensteiner auch *Râpot von Valkenberc* entgegen. Über ihn berichtet Ulrich, daß er *offte got an den armen übersach* (474,26f.). Er ist ein *übel, zornic man,* der in Österreich wegen seines *roubens* gefürchtet war: *er truoc in* (scil. den Landesherren) *niht getriuwen muot* (475,3). Dafür mußte er aber genug Leid erdulden, da man seine Burgen zerstörte.

> *Dô uns dâ gruozte der übel man,*
> *vil maniger lachen des began,*
> *daz dâ ersmielte nie sîn munt.*
> *dâ mit tet uns sîn hertze kunt,*
> *daz er hete unbescheiden site.* (475,9-13)

Bleibt das Raubritter-Unwesen zu Lebzeiten Friedrichs des Streitbaren auf einige wenige Fälle beschränkt, so tritt mit dem Tod des Herzogs eine Änderung zum Schlechten ein:

> *Die rîchen wurden sô gemuot,*
> *daz sî den armen nâmen ir guot.* (530,21f.)

Damit büßen sie aber ihre *werdicheit* und ihre *edele* ein, denn wer zu einem Räuber wird, der verliert *gotes hulde* sowie auch der *vrowen gunst.*

> *Der edel sol sîn hôchgemuot,*
> *durch got, durch êre swenden guot.*
> *rouben ist ein b ser list.* (531,13ff.)

Aber nicht nur, daß durch das Unwesen der Raubritter *selten iemen vrô* wird (531,28), auch die Räuber selbst kennen die *vreude* nicht:

> *ir künftec leit das t tet sô,*
> *daz sî dort immer sint verlorn*
> *diu helle ze lône in ist bereit:*
> *si trûren ir künftigez leit.* (532,6-10)

Der adelige Jüngling soll hingegen *vrô* sein und sich der edlen Gesinnung, der Jugend und des Besitzes freuen: *tuot er des niht, er ist âne tugent./swer trûret âne hertzen leit,/dem muoz sîn hôhez lop verseit* (532,16ff.; dazu vgl. das Lied XLV: *sî verliesent mit ir trûren sælde und êre;* 1,6). Die höchste Freude vermögen aber die *guoten wîp* zu geben.

> *und ist er niht von wîben vrô,*
> *sô muoz er immer leben sô,*
> *daz er an freuden ist verirt.*
> *sîn trûren im unsælde birt:*
> *schelten, spotten alle zît*
> *im sîn swachez trûren gît.* (532,23-28)

Indem *ein reiniu vrowe guot* einem Ritter *herzeliebe* schenkt, spendet sie ihm solche *vreuden,* daß er vor dem Unheil bringenden *trûren* bewahrt wird. Nur eine Trauer schlägt schließlich in Freude um: Die Reue über die begangenen Sünden; dieses *trûren* allein ist *guot* und bringt dem Menschen *êre;* denn ohne Gott *niemen êre mac behalten einen halben tac* (257,7f.). Wer hingegen *anders trûret, daz ist enwiht* (534,25), da niemand durch Trauern sein Leid überwinden kann (XXXIV, 3,1). Die Ursache des sittlichen Niedergangs, den Ulrich über seine Zeit hereinbrechen sieht, besteht für den Dichter darin, daß die Jungen *âne zuht* ihren Besitz *lästerlîch* verschwenden und ihre Zeit mit Rauben und Plündern hinbringen: *trûren hât in ir grôz*

übel geben (L,2,6). Den mit *arebeit* verbundenen *vrowen dienest*, der den Ritter *hôchgemuot* machen kann (dazu vgl. die zu Beginn des Leichs gegebene Lehre sowie Lied XXVI), will hingegen niemand mehr auf sich nehmen. Wie anders war hingegen das Verhalten der Ritterschaft zur Zeit der Venusfahrt: *Wol hundert ritter oder mê/dâ tâten an einander wê/mit ritterlîcher arebeit/ durch wîp und durch ir werdecheit* (183,17-20). Sie taten *alsô man vrowen dienen sol* (V.22). Letztlich verblaßt in Ulrichs Augen durch den Wert des Frauendienstes sogar der Spott über einen in ritterlicher Auseinandersetzung schmählich Versagenden: *her Bope ... het den muot gewant/in vrowen dienest .../ den dient er gern sîniu jâr/mit rehten triwen sunder wanc./ des sol er immer haben danc* (271,12-16).[61] All das läßt daher Ulrich nicht müde werden, auf die *vreude* hinzuweisen, die er *der guoten*, nämlich seiner zweiten *vrouwe*, verdankt (555,5-19).

Es ist also gerade der recht verstandene Frauendienst, der die altbewährten ritterlich-höfischen Ideale gewährleisten kann. Er vermittelt jenen *hôhen muot*, der die Kraft zu geben vermag, alle Anfechtungen der Zeit zu überwinden. Daher kommt dem Lachen auch in dieser Beziehung allergrößte Bedeutung zu, denn das Lachen des verehrten *guoten wîbes* macht den Minneritter *vreuden vol* (519,16f., 548,8): *"stât ir der muot ze vreuden hô,/sô kan mir nimmer missegân:/von ir ich al mîn vreude hân"* (253,14ff.).[62] Deshalb klagt der Ritter im FB auch darüber, daß die Frauen die Männer nicht mehr anlachen (598,29) und ihnen oft nicht einmal antworten; dies ist der Grund, warum die Männer die *freude lân* (587,24).

> *"wolt ir niht ander antwurt hân,*
> *sô spræchet doch 'kawau, her man':*
> *der rede mües er lachen*
> *und er hin wider machen*
> *rede die iuch ouch diuhte guot:*
> *daz gæb iu beiden hôhen muot."* (598,21-26)

Zweifellos hat K.L. SCHNEIDER recht, wenn er betont, daß Ulrich - trotz seiner schwankhaften Ausgestaltung einer Reihe von Szenen des FD - "keinerlei Neigung zeigt, höfische Werte kritisch zu zersetzen".[63] Den Grund dafür, daß der Dichter "seine Gestalt in vielen Episoden der Erzählung geradezu karikaturistisch verzeichnet und verzerrt", glaubt der Verfasser

in einem Bedürfnis des Lichtensteiner sehen zu müssen, sein Ich in Narrenepisoden drastisch zu verkleinern, um auf diese Weise dem möglichen Vorwurf der Selbstverherrlichung begegnen zu können.[63] Diese Begründung dürfte aber noch nicht ausreichen, um des Dichters Absichten gerecht zu werden. Es scheint sich nämlich - wie im folgenden ausgeführt werden soll - zu zeigen, daß Ulrich nur das seiner Meinung nach f a l s c h e Verhalten von Mann und Frau im Minnedienst der Lächerlichkeit preisgibt. Was Episoden dieser Art betrifft, so hat MILNES recht, wenn er feststellt: "I find it impossible to miss the rollicking burlesque parody of knightly service and ladylike arrogance"[64]. Aber keine der im FD maßgebenden Personen lehnt den Frauendienst als Institution ab. Ulrich erhöht durch dieses Vorgehen einerseits die Lebensfreude seines Publikums und prangert anderseits die nach seiner Meinung falschen Verhaltensmodelle wirksam an.

Zum Zeitpunkt der Venusfahrt ist Ulrich - wie seine Selbstdarstellung zeigt - jedenfalls noch ein schönes Stück Weges vom idealen Minneritter entfernt. Dies zeigt seine Reaktion auf die Mitteilung des Boten, daß die *vrouwe* ihm *unstætecheit* vorwerfe und ihm deshalb ihre Gunst entzogen habe. Ihr sei zu Ohren gekommen, Ulrich wäre einer anderen Frau *ze dienest bereit* (301,31-302,1). Unüberhörbar klingt in den Worten des Knappen eine leise Kritik am Benehmen der *vrouwe* an:

> *"Ez ist diu reine, süeze, guot*
> *für wâr an iuch sô ungemuot,*
> *daz ichz an vrowen nie gesach.*
> *swaz sî von iu dâ gegen mir sprach,*
> *daz tet diu guote in dem unsit," etc.* (302,5-9)

Ulrich reagiert auf diese Botschaft mit unmäßiger Klage:

> *vor jâmer krachten mir diu lit,*
> *als dâ man brichet spachen vil.*
> *diu klage was niht ein kindes spil.* (303,18ff.)

Der Lichtensteiner bejammert sein Leid so heftig, daß der Domvogt, der eben hereingekommen ist, gleichfalls zu weinen beginnt, ohne die Ursache von Ulrichs Wehklagen zu kennen: Er schluchzte *reht als im wære sîn vater tôt* (304,18), *daz was ein wunderlîch geschiht* (V.20). Als nun der 'Held' der Erzäh-

lung Ottos Verhalten sieht, beginnt er nur noch jämmerlicher zu schreien. Da kommt Ulrichs Schwager, Heinrich von *Wazzerberc*, bei der Türe herein und sieht voll Erstaunen auf die beiden klagenden Ritter. Erzürnt über das unmännliche Benehmen der beiden weist er sie mit scharfen Worten zurecht:

> *"ir weinet reht alsam diu kint,*
> *die dürftigen unde weisen sint,*
> *und als diu kranken, blœden wîp.*
> *sol alsus weinen ritters lîp?*
> *nein, ez krenket ritters namen:*
> *ir mügt es iuch bêde immer schamen."* (305,7-12)

Doch erst als der Domvogt den Raum verlassen hat, entlädt sich der Zorn Heinrichs in seiner ganzen Stärke auf den Lichtensteiner: *"wie nû, ir bœser man? pfæch, herre, pfæch, wie tuot ir sô?* (305,32f.). Obwohl Ulrich auch seinem Schwager gegenüber den Grund seines großen Schmerzes verschweigt, erkennt dieser, daß die Klage mit der Minneherrin seines Verwandten zusammenhängen muß. Der Zustand der Trauer Ulrichs hat aber noch nicht seinen Höhepunkt erreicht; denn plötzlich schießt dem Lichtensteiner Blut aus dem Mund und aus der Nase, so daß er blutüberströmt vor Heinrich steht. Da verliert auch dieser seine Fassung. Mit hörbarem Anklang an die Rede des greisen Simeon (Luk. 2,29-32) preist Heinrich Gott dafür, daß er ihn vor seinem Tode noch den Mann habe sehen lassen, der *ein wîp minne âne kranc* (307,19).

Daß diese Szene von schwankhaften Zügen geprägt ist, liegt wohl auf der Hand. Doch die Spitze richtet sich - wie ich glaube - gegen die Maßlosigkeit der Trauer Ulrichs und nicht gegen den Frauendienst als solchen, dessen Wert ja Heinrich und ebenso die an dem Venuszug teilnehmenden Ritter anerkennen (dazu vgl. man 311,10-312,3). Wenn des 'erschütterten' Wasserbergers Preis der Haltung Ulrichs seiner *vrouwe* gegenüber derart pathetisch ausfällt, so spiegelt sich darin m.E. das Übermaß an *trûren* Lichtensteins. Mir scheinen also auch die übersteigerten Worte und Gesten Heinrichs (man vgl. auch 307,21-28) - ebenso wie die Klage Ottos von Lengenbach, der keine Ahnung von dem Kummer Ulrichs hat, aber mitweint, weil dieser so *sêre* klagt - die Funktion zu haben, auf das *zuht*-lose Verhalten Ulrichs hinzuweisen. Dies wird augenscheinlich durch die nachfolgende 'Minnelehre' Heinrichs von Wasserberg:

> *"vil lieber vriunt, nu hœre mich!*
> *si wil dâ mit versuochen dich,*[65]
> *ob dîn lîp stæte künne sîn."* (308,7ff.)

Darauf fordert Heinrich seinen Schwager auf: *"wis vrô und lâ dîn trûren sîn! daz frumt dir gegen der vrowen dîn* (V.19f.). Die Lehre gipfelt in dem Hinweis, daß dêr bei seiner *vrouwe* erfolgreich sein werde, der *hôhen muot mit zühten hât* (V.25): *"trûren ist gein in enwiht: si habent sîn für dienest niht"* (V.27f.). Ja es wäre die Annahme eines solchen Dienstes durch ein *guotez wîp* geradezu eine *missetât;*

> *"du solt für wâr gelauben mir,*
> *daz hôher muot baz hilfet dir*
> *danne trûren unde swacher muot".* (309,1ff.)

Man kann den Minnelohn nicht durch *trûren* erzwingen (V.5ff.), das wäre *ungemuot*. Damit wird von Ulrich eine wichtige Änderung seiner Einstellung zur *vrouwe* gefordert: Eine schlechte Nachricht von der verehrten Dame - wie sie der Lichtensteiner erhalten hat - darf den Ritter nicht in Verzweiflung sinken lassen, er soll die Botschaft vielmehr - wenn er sich unschuldig fühlt - als eine Versuchung verstehen, die es *hôch gemuot* zu bestehen gilt. Die Freude ist im richtig verstandenen Frauendienst nicht nur Ergebnis einer erfolgreichen Minnebeziehung, sondern auch Voraussetzung, *wan rehtiu freude in wol behagt* (V.9).[66] Als Ulrich wegen seiner *unsælde* nicht turnieren möchte, lacht ihn der *êre gernde, biderbe man* aus und beginnt, ihn gegen seinen Willen zu wappnen. Der erfolgreiche Verlauf des Turniers, in dem auch der Lichtensteiner neun Speere *ritterlîch verstach*, gibt Heinrich schließlich recht: Um *hôhez lop* zu erwerben, muß er Ritter *unmuoze haben vil* (314,3f.). Die *minnegernden muotes hêr* erwarben an diesem Tag *werdecheit*. *Hôhez lop* und *müezic leben* schließen nämlich einander aus. Nur die *bœsen* warben beim Turnier von Korneuburg nicht um *êre*, denn diese streben ja nur nach *gemach* und *guot* (313,29-314,12; vgl. auch 464,15f.) und nicht nach *hôhem lop*, wie die *biderben*. Ulrich tat also gut daran, dem Drängen seines Schwagers nachzugeben und sein *trûren* zumindest so weit zu bezähmen, daß es ihn nicht daran hinderte, an jenem Turnier teilzunehmen. So hat er wenig-

stens nach außen hin sein Gesicht gewahrt; ja er findet sogar während des Buhurts ritterliche Anerkennung seines Frauendienstes: Als er nämlich gegen die Schar Heinrichs von *Küenringe* anreitet, ruft dieser seinen Gefolgsleuten zu, keinen Versuch zu unternehmen, Ulrich gefangenzunehmen: *"lât dienen in der vrowen sîn: ob wir daz tuon, dêst ritterlîch"* (312,2f.).

Ebenfalls in diesen Zusammenhang gehört die in der einschlägigen Literatur schon oft beschriebene Szene vom heimlichen Besuch Ulrichs auf der Burg seiner *vrouwe*. Es ist nicht notwendig, hier die Episode neuerlich 'in extenso' vorzulegen, nur die für unseren Zusammenhang markanten Punkte seien nochmals herausgestrichen. Die Handlung beginnt damit, daß die *vrouwe* dem Boten mitteilt, sie wolle Ulrich gerne sehen. Er müsse sich jedoch als Aussätziger verkleidet vor der Burg einfinden, da sonst die Gefahr bestünde, daß er *vermeldet* werde. Ausdrücklich bestellt sie dem Knappen, Lichtenstein solle sich keine Hoffnung machen, *"daz ich in zuo mir welle legen"*.

> *"ich wil in hie mit senften siten*
> *des zewâr güetlîchen biten,*
> *daz er mich lâze gar dienstes vrî,*
> *als liebe ich im ze vriunde sî."* (324,13-16)[67]

Nach einer Reihe erst zu überwindender Schwierigkeiten, ja sogar Demütigungen, die wiederum schwankhaft ausgestaltet sind, gelingt es Ulrich schließlich, in die Räumlichkeiten seiner Herrin zu gelangen. Er sieht sie auf einem kostbaren Bett sitzen, über das zwei seidene *lîlachen* gespannt sind und auf dem *zwei küsse wunneclîch* (347,23-348,22) liegen, umgeben von acht Gesellschaftsdamen. Ulrich ist natürlich enttäuscht, seine *vrouwe* nicht allein anzutreffen: *für wâr ich iu daz sagen wil: mich dûht der vrowen dâ ze vil* (349,1f.). Aber dennoch läßt er sich dadurch nicht abhalten, an die Angebetete mit seiner erotischen Forderung heranzutreten. Die *vrouwe* erwidert, was sie bereits dem Boten mitgeteilt hat: *"ir sult des hân deheinen muot, daz ich iuch zuo mir lege hie iht"* (349,30f.). Es sei ihre Absicht gewesen, Ulrich dadurch zu ehren, daß sie ihn hier heimlich empfange, womit sie ja zweifellos ihre *êre* aufs Spiel gesetzt hat:

> *Ez hât gevarn sô iwer lîp,*
> *daz iuch von reht ein ieslîch wîp*
> *dar umbe wol immer êren sol;*
> *und künde ich iuch geêren wol,*
> *daz tæt ich. ir sult ez hân*
> *für êre, daz ich iuch hân lân*
> *in mîne heimlîche komen her:*
> *daz widerfuor nie ritter mêr.* (350,13-20)

Indem Ulrich von seiner Forderung nicht absteht, ja ihre Minne sogar *tumplîche*, ohne Rücksicht auf ihre Ehre, *an erkriegen* möchte (360,5-12), lädt er zweifellos Schuld auf sich (dazu vgl. 363, 23). Aber, wie THUM anschaulich vor Augen führt[68], bleibt auch die *vrouwe* keineswegs schuldlos. Ihr Vergehen besteht darin, daß sie - allein schon durch die von ihrem Ritter verlangten Demütigungen vor dem heimlichen Stelldichein - in Ulrich Hoffnungen weckt, die sie keineswegs zu erfüllen gewillt ist. Außerdem empfängt sie den Lichtensteiner auf einem Bett sitzend, das offensichtlich für zwei Personen bereitet ist. THUM spricht in diesem Zusammenhang - sicher zu Recht - von einer "scherzhaft gemeinten Mystifikation" seitens der *vrouwe*. Die Dame muß daher auch den Vorwurf 'objektiver Bewertungsinstanzen' hinnehmen. So sagt die Niftel anklagend: *"nû seht, vrowe, wie ir gevart, sô daz ir, vrowe, iwer êre bewart"* (359,19f.); der Bote Ulrichs spricht es noch direkter aus: *"got weiz wol, daz ir übel tuot an im, getar ichs gein iu gejehen"* (372,24f.).

Diese Szene, mit all ihren Zwischenfällen und humorvollen Ereignissen, stellt Höhepunkt und Abschluß der schwankhaften Episoden des FD dar. Was aber für den Dichter die vielleicht wichtigste Lehre des gesamten Abschnitts seit der Dienstannahme gewesen sein dürfte, legt er schließlich der *vrouwe* in den Mund; es ist die Minnelehre Heinrichs von Wasserberg:

> *"er möht noch gerner wesen vrô*
> *danne trûric, het er guoten sin.*
> *ich weiz daz wol, swie tump ich bin,*
> *daz trûriges ritters lîp*
> *erwirbet nimmer werdez wîp.*
> *swelch wîp ir læt ertrûren an*
> *ir minne, dêst vaste missetân".* (374,30-375,4)

Der folgende Abschnitt bis zur entscheidenden Schuld der ersten Herrin ist durch die Lieder XII - XIX geprägt.[69] Sie alle sind letztlich durch das Ringen des Dichters um *vreude* gekennzeichnet. In den beiden ersten Gedichten geht alle Freude noch von der *vrouwe* aus. So spricht Ulrich in der Schlußzeile des XII. Liedes den Wunsch aus, sie möge ihn von seinem Leid erlösen und ihn anlachen, das würde ihn froh stimmen; und im darauf folgenden Gedicht fordert der Sänger seine *vrouwe* auf: *fröi mich fröide siechen man* (2,4).[70] Das Lied XIV, das der Erzähler auf die traurige Stimmung anläßlich des Wartens auf eine gute Nachricht von der Herrin bezieht, geht - trotz des klagenden Grundtones - einen entscheidenden Schritt über die beiden vorigen Gedichte hinaus: Schon die erste Strophe schließt mit der Feststellung: Wenn sie mich auch der Freude beraubt, *ab einez kan si niht erwern, mir enst noch fröiden hoffenunge bî.* Der Dichter wünscht sich daher, nach dem Vorbild Walthers (184, 9f.), so vielfältige Minnebezeugungen, *daz mich tuot daz wünschen frô* (2,5). Ja er wendet sich zusätzlich noch an alle *guoten wîp*, daß sie sein Wünschen, die Dame wolle ihn *ze herzen friunde* annehmen, verstärken mögen (5,1-3). Es gibt für Ulrich keinen *trôst für trûren anderswâ: der trôst ot an ir einer lît* (6,5ff.).

Im Anschluß an dieses Gedicht erfolgt ein unerwarteter Gesinnungswandel der *vrouwe: Dô diu vil reine diu liet vernam,* faßte sie nämlich den Entschluß, Ulrich *hôchgemüete* zu geben und seinen getreuen Dienst zu belohnen (401,18ff.).

Zweifellos macht diese plötzliche Wendung der Erzählung, was das Verständnis des Zusammenhangs anlangt, Schwierigkeiten. Folgen doch auf diese *durch zuht* zurückhaltenden Andeutungen zwei Lieder, die jene radikale Änderung keineswegs mitmachen, sondern in der Stimmung des *trûren* verharren, wobei in XV der Dichter sogar über ein doppeltes Leid klagt: *mîn frouwe tuot an fröiden mir den tôt:/vil ungemuot, dâ bî vil schamerôt/ tuont mich die jehent ich sî nu niht als ê sô fruot,* da er zu viel klage (Str.1). Die erste *ûzreise,* die unmittelbar darauf folgt, reflektiert dieselbe Haltung, doch ähnlich wie in XIV sucht der Verfasser nach einem *trôst,* der vor dem Zürnen seiner Dame schützt. Erst das Lied XVII bringt einen Durchbruch zur Freude und entspricht somit in etwa jener Stimmung, die man auf Grund der im *mære* vollzogenen Einstellungsänderung der *vrouwe* erwarten würde.[71]

Hier liegt unübersehbar ein Bruch in der Abfolge von Erzählteil und Einlageteil vor, der sich nur verstehen läßt, wenn man annimmt, daß hier zwei Schichten erst sekundär zu einer Einheit verschmolzen wurden, daß also die Lyrik bereits vorlag, als das *mære* entstand. Welche Ursachen zu dieser unlogischen Einfügung von XV und XVI geführt haben mögen, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wichtig ist für diesen Zusammenhang hingegen die Bewährung der Lehre Heinrichs von Wasserberg durch das Verhalten der *vrouwe*, die der Dichter ja auch die Worte seines Schwagers wiederholen ließ; denn die *güete* kommt gerade nach dem Hören jenes Liedes XIV *in ir hertze* (401,14), wo von der *vreude* des Dichters durch sein *wünschen* die Rede ist. Damit gelangt also bereits der erste Minnedienst in den Bereich der freudespendenden Wunsch-Minne, deren ganze heilbringende Wirkung aber erst am Ende des FD voll zum Tragen kommt (LVII,1,1f.: *Mîn muot der muoz stîgen immer/dâ von daz mir wünschen tuot sô wol*), während sie hier vorerst noch an der *missetât* der ersten *vrouwe* zerbrechen wird.

Wie schon oben angedeutet, bringt erst das Lied XVII einen Gefühlsumschwung Ulrichs. Der Dichter beginnt mit der Aufforderung an alle *minne gernden man,* sich zu freuen, denn die Freude verschafft Ansehen. Daran schließt sich eine Preisstrophe auf die Frauen mit sechsfach anaphorisch gesetztem *wîp*, gekrönt vom Lob auf seine eigene Herrin, die *noch bezzer danne guot* sei, wodurch er als ihr Minnediener sich selig preisen könne. Der als 'Wunschstrophe' gestaltete Ausklang des Liedes - gekennzeichnet durch das viermalige Anheben mit dem Wort *got* - gibt der Hoffnung Ausdruck, daß sie ihn als *vriunt* annehmen wolle.

Unbeirrbar hält das *mære* an der *hôchgemuoten* Stimmung Lichtensteins fest, ja es übergeht bei der Ankündigung von Lied XVIII den Hinweis auf dessen wiederaufklingende Klagen über die *vrouwe* und erwähnt nur, daß er von *ir werdecheit* sang, *diu mir freude hât gegeben* (407,21ff.). Doch paßt dieses Gedicht - ebenso wie auch das folgende - thematisch in den oben umrissenen Rahmen, denn auch hier ist davon die Rede, daß des Dichters Herz *süezen gedingen* beherbergt, daneben jedoch *jâmers vil* - ebenso wie er in XIV neben das froh machende *wünschen* die *sende swære* gestellt hat.

Unbezweifelbar ist also in einigen Liedern dieser Gruppe der Versuch unternommen, in der Gefolgschaft Walthers von der Vogel-

weide zu einem positiven Verständnis des hohen Minnedienstes dadurch zu gelangen, daß dem Wunschdenken freudebringende Kraft zugeschrieben wird. Diesen Gedanken des selbsttätigen Strebens nach *vreude* hat nun Ulrich in dem später verfaßten *mære* aufgegriffen und zu einer Minnelehre ausgestaltet: Ein noch so tugendreicher Minneritter kann nur dann bei seiner Dame Erfolg haben, wenn er froh zu sein versteht und nicht versucht, ihr Minnelohn durch *trûren* abzunötigen.[72] Daß auch die erste *vrouwe* diese mühsam erkämpfte *vreude* zu honorieren wußte, soll das die Lieder XIV-XIX paraphrasierende *mære* unter Beweis stellen. Von dieser Absicht konnte den Dichter auch der Widerspruch zwischen den vom Gefühl der oft klagenden Sehnsucht durchtränkten Gedichten des späten ersten Minnedienstes und dem aus lehrhaft-moralisierendem Bestreben von der Belohnung des frohgemuten Ritters durch die Minneherrin berichtenden *mære* nicht abhalten.

Schließlich noch ein Wort zu dem Lied XIX. Dieses Gedicht ein "Klagelied" zu nennen, wie das SCHÖNBACH[73] und H. KUHN[74] getan haben, geht m.E. nicht an; vielmehr kommt doch auch hierin der Freude erwartungsvoller Hoffnung auf die *güete* der Dame entscheidende Bedeutung zu. Schon die Zuversicht *daz si, diu mîn herze hât,/vor unfröiden mich behüete,/die wîl ez* (scil. in der Welt) *als übel stât* (2,4-7), läßt den Dichter *lachen unde singen* (1,3). Hier klingt bereits ein Gedanke an, der dann im zweiten Dienst von großer Bedeutung wird, nämlich die Gewißheit, daß ein *guotez wîp* durch ihre Zuneigung dem Minneritter die Kraft gibt, alle Widerwärtigkeiten des Lebens bewältigen zu können. Nur ein Umstand würde ihn aller Freude berauben: Falls er durch die Schuld der *vrouwe* auf ihre *werde minne* verzichten müßte. Was hier wirkungsvoller Abschluß eines Gedichtes ist, wird im folgenden ausgebaut zu einem Lyrik und *mære* gleichermaßen durchziehenden Leitmotiv: Die Welt und ihre vielen Bosheiten können dem Minneritter nichts anhaben, nur wenn jener Pfeiler einstürzt, auf dem die Seinsbasis ruht, droht der Lebensmut zu versinken. Doch daß man auch in einer solchen Situation nicht aufgeben darf, lehrt das weitere 'Schicksal' des Erzählers.

Im unmittelbaren Anschluß an das Lied XIX führt Ulrich diese Wendung in den Zusammenhang ein: Im Sommer des gleichen Jahres begeht die *vrouwe* eine solche *missetât*, daß sich der Lichtensteiner nach einigem Zögern veranlaßt sieht, seiner ersten Herrin den Dienst aufzukündigen (413,26).

Nun hat der letzte Teil des FD durch die Darstellung von Marie-Luise DITTRICH eine treffliche und eingehende Würdigung erfahren, so daß wir uns im folgenden auf die Frage beschränken können, ob und inwiefern der Minnediener Ulrich auch in diesem Abschnitt noch als ein sich Vervollkommnender dargestellt ist.

Immerhin beklagt der distanzierte Erzähler fast im selben Atemzug mit der Feststellung, daß er nach jener aus *niht* verschwiegenen Untat der *vrouwe* aus ihrem Dienst geschieden sei, seine eigenen Zornesäußerungen[75] über die ehemalige Herzensdame, obwohl für ihn ihre Schuld außer Zweifel steht und somit auch die Berechtigung der daraus gezogenen Konsequenz (denn: *swer dienest dar die lenge tuot,/dâ man im niht gelônen kan,/der ist ein gar unwîser man* 413,28ff.), und im Anschluß an Lied XXI kommt das gleiche Motiv wieder: Nicht nur die *untât* der *vrouwe* erscheint dem Erzähler beklagenswert, sondern auch seine eigene - wiewohl verständliche - *unzuht*, die ihn so übel von seiner früheren Dame sprechen ließ. Durch diese Äußerungen gliedern sich die Scheltlieder und ihre Gesinnung zweifellos ebenfalls in die Erzählkontinuität als ein Durchgangsstadium zu einer vollkommenen Minneritterschaft ein, ungeachtet dessen, daß in ihnen - besonders im Leich - Gedanken ausgesprochen werden, die im Sinne des *mære* allgemeine Gültigkeit besitzen. Augenscheinlich wird dieser Umstand in der neuerlichen Anwendung einer Technik, die uns bereits bestens vertraut ist, nämlich der Einführung einer Person, die dem erzählenden Ich einen die Erfahrung bereichernden Rat erteilt, der die angestrebte Gesinnungsänderung bewirkt: Eines Tages trifft Ulrich *ein wîp, der man vil tugende jach* (427,14), welche die Bitte an ihn richtet, den edlen Frauen zuliebe das unhöfische *zürnen* gegen seine frühere Dame einzustellen, *si jach, ez stüende mir übel an* (427,19). Der Lichtensteiner ist sogleich bereit, die Mahnung zu beherzigen, da er erkennen muß, daß sein anhaltender Zorn ihn um die Anerkennung durch die edlen Frauen bringen würde; hingegen hält er seine Dienstaufkündigung berechtigterweise aufrecht.

Das Lied XXVII, die erste *wânwîse*, setzt dort ein, wo auch für den späteren Dichter des *mære* der entscheidende Ansatzpunkt des wahren Minnedienstes liegt, bei der versittlichenden Freude. Hier bricht sich also in der Lyrik die wohl von Walther (vgl. etwa 43,9-44,10) übernommene Gesinnung Bahn, die der Lichtensteiner in der lehrhaften Erzählung schon an früherer Stelle vermittelt hat, die aber auch in den Gedichten VII und XVII be-

reits angeklungen ist: Wer nach der Minne edler Frauen strebt, *der sî hôchgemuot*, denn es ist ein *tumber wân*, wenn man ihre Liebe *anertrûren* möchte, da das *hôchgemuote wîp sîn trûren hât für missetât*. Der entscheidende Fortschritt gegenüber der unbeständigen Freude, von der gegen Ende des ersten Minnedienstes die Rede ist, besteht in der Forderung nach männlichem Frohsinn, der nicht aus einer konkreten Minnebeziehung resultiert, sondern aus eigener Kraft um der *güete* edler Frauen willen verwirklicht werden soll. Das Postulat dieser Freude, in der Lyrik programmatisch gefordert und im gleichzeitigen *mære* 'realisiert' (434, 5; 436,10f.), verleiht jenem Zeitraum, wo er ein *vrowen vrîer man* ist, seine besondere Bedeutung. In diesem Sinn muß - wie ich glaube - die letzte - selbstkritische - Strophe des Gedichts interpretiert werden: Nicht als eine Abrechnung mit dem ersten Minnedienst an sich, wie DITTRICH sie versteht,[76] sondern ganz konkret als Selbstbesinnung darauf, daß Ulrich in seinen Liedern bisher zu viel der Trauer und dem Klagen Ausdruck verliehen habe, was ja bereits im Gedicht XV thematisiert wird. Der Entschluß zur Verwirklichung des Vorsatzes: *swer von mir hôhes muotes gert, der wirt des vollecîch gewert* (6,5f.) ist dem Dichter so entscheidend, daß er ihn als einen Neubeginn feiert: *ich wil nû êrst heben an/mit hôhem muote und ouch mit ritterlîchem leben.*

Da die Freude nun aber wohl die Voraussetzung ethisch-ritterlichen Lebens ist, jedoch dauerhafte Freude dem Ritter vornehmlich aus einem konkreten Minnedienst erwächst (vgl. etwa XXVIII,5,4f.: *stætiu liebe ist alsô guot daz si stæte fröide gît*), faßt Lichtenstein nach einiger Zeit den Entschluß, seinen unerfüllten Zustand eines Lebens ohne Dienst an einer bestimmten *vrouwe* zu beenden (438,2ff.); denn - um es in der Terminologie Ulrichs zu sagen - das *senen* nach der Minne eines *werden wîbes*, das - neben der frohgemuten Grundstimmung - unüberhörbar in den *wânwîsen* und im *mære* durchklingt, kann, wiewohl sittlich notwendig,[77] eine solche Steigerung erfahren, daß ein Rückfall in die *ungemuote* Freudlosigkeit (438,4f.) zu befürchten ist. Die durch eigenes Bemühen erworbene Freude bedarf also wiederum der Erfüllung durch einen glücklich verlaufenden Frauendienst, um nicht, ungefestigt, erneut dem *trûren* zu erliegen; erst dann kann der *hôhe muot* auf Dauer in das Herz des Minneritters einziehen (XXXII). Dazu kommt der Verlust an *werdecheit*, die einem Ritter in einer heilen höfischen Welt,

als die uns Ulrich die Zeit vor dem Tod Friedrichs des Streitbaren darstellt, droht, wenn er *diu wîp niht hertzenlîch minnet* (438,12f.) und dies an einem konkreten Dienstverhältnis dokumentiert. In diesem Zusammenhang erinnert er sich auch der Freude des ersten Minnedienstes und seiner ritterlichen Taten zum Ruhm der verehrten Dame: *nu diene ich weder dort noch hie: daz ist niht ritterlîcher muot* (438,23f.), damals hingegen erwarb er Anerkennung.

Doch während sich Ulrich bei der Wahl der ersten *vrouwe* wohl von deren Tugenden, *hôher art* und Schönheit leiten ließ, hingegen die Frage, ob eine Werbung auf Grund des Standesunterschiedes überhaupt sinnvoll sei, in kindlicher Einfalt als belanglos beiseiteschob (s.o.), in der festen Überzeugung, daß ein totaler Einsatz an Dienstbereitschaft letztlich zum erwünschten Ziel führen müsse, vergewissert sich der reife und erfahrene Minneritter gleich nach der mit größter Sorgfalt getroffenen Wahl (wobei aber dem Kriterium der hohen Abstammung merklich weniger Bedeutung zukommt[78]), wie die des *stæten* Dienstes für würdig befundene *wolgemuote* Dame sich zu seiner Werbung stellt. Wiewohl Ulrich die Antwort der *vrouwe* seinen Lesern verheimlicht, läßt die Versicherung, er sei *hôch gemuot* und voll Freude von ihr geritten, über den Ausgang des Gesprächs keinen Zweifel (440,11-17). Mit der Annahme des Dienstes durch die zweite *vrouwe* erfuhr die *vreude* und Hochgestimmtheit in Ulrich ihre langersehnte Festigung (442,20-23): Dem durch viele leidvolle Erfahrungen gereiften und bewährten Minneritter wurde nämlich jetzt endlich auch das für die *stæte* Minne unentbehrliche *gelücke* oder, wie es später heißt, die *sælde* zuteil (430,30ff., 551,5-11), wie dies nur einem durch tugendhaftes Leben zu Ansehen gelangten Mann beschieden ist (551,9ff.) - hat doch die erste Bindung deutlich gezeigt, daß ein Fordern der Minnegewährung "einzig aufgrund von Leistung unter dem Gesetz des Rechtsanspruchs auf Lohn für Dienst"[79] keineswegs zum gewünschten Ziel führt, so wie der junge, unerfahrene Lichtensteiner angenommen hatte.

Es ist das Verdienst von M.-L. DITTRICH, das Versiegen der epischen Schilderung im Schlußteil des FD aus inneren Gründen erklärt und seine Berechtigung erkannt zu haben: "Denn in der Minnegemeinsamkeit scheiden" eben alle "spannungsgeladenen Momente aus" (S.512). Dazu kommt, daß Ulrich seine Entwicklung zum 'Minneweisen' (LVII,6,1), der jetzt seine Standesgenossen

- Männer wie Frauen - zu belehren vermag, so gut wie abgeschlossen hat, somit eigentlich nur mehr die Bewährung des erworbenen Lebensstils episch darzustellen wäre. Doch erschien es dem Lichtensteiner angebracht, auch die für seine zweite Herrin unternommene Turnierfahrt ausführlich zu beschreiben, obwohl er sich dessen bewußt ist, daß er *an disem buoche* schon *vil von tyost gesagt* hat (456,9f.). Ulrich wird aber dennoch nie müde, auf die große sittliche Bedeutung des tätigen Ritterdienstes hinzuweisen:

> *Êren gernde ritter, lât iuch schouwen*
> *under helme dienen werden frouwen.*
> *welt ir die zît vertrîben*
> *ritterlîch, êren rîch*
> *wert ir von guoten wîben.* (XXXVIII,1)
>
> *tuot ritterschaft mit sinnen*
> *und sît frô, minnet hô:*
> *sô mügt ir lop gewinnen.* (2,3ff.)

Mit diesen begeisterten Worten fordert der Dichter in seiner zweiten *ûzreise* die Ritterschaft zu einer standesgemäßen Lebensbewältigung auf: *Swer mit schilt sich decken wil vor schanden, der sol ez dem lîbe wol enplanden* (4,1f.), denn *des schildes ampt gît êre* (4,3). Ein Sänger, der solche Worte zur sittlichen Stärkung des 'Wir-Gefühls' einer sozialen Gruppe findet, kann wohl kaum die Absicht hegen "... (to relieve) that class of every moral imperative", wie wir bei F. GOLDIN[80] lesen, um einem "mediocrity of *gemach*" (S.204) das Wort zu reden. GOLDINs These steht dem Eingangsteil der fünften Strophe dieses Gedichts diametral entgegen: *Manlîch herze vindet man bî schilde:/zeglîch muot muoz sîn dem schilde wilde.* Die Einstellung zum tätigen Rittertum bildet für den Dichter geradezu die Grundlage seiner ethischen Bewertung der Standesgenossen: *die biderben man unmüezic sach:/die bœsen müeten sich dâ niht,/als noch an maniger stat geschiht* (464,14ff.).

Zum Abschluß dieser Überlegungen sei noch ein Wort zu der Darstellung der Bewährung des erfüllten Frauendienstes im ritterlichen Leben gesagt, denn was die "Metaphysizierung des *guoten reinen wîbes*" im Verlauf der zweiten Minnehandlung anlangt, so genügt es, auf die Untersuchung von DITTRICH zu verweisen.[81]

Unmittelbar nach der Artusfahrt, anläßlich des Hereinbrechens der kalten Jahreszeit, kommt Ulrich auf jene *wetersorger* zu sprechen, die - wie er in seiner Jugend - mit dem Kommen des Winters zu *trûren* beginnen (504,19-505,2). Von ihnen distanziert sich der Lichtensteiner exemplarisch: *mîn freude an einem wîbe lît: diu ist mîner freuden meyenzît* (505,5f.); damit ist er vor allen äußeren leidvollen Einwirkungen bewahrt, denn die *vrouwe* vermag auf Grund ihrer *güete* und ihres *hôhen muotes* alle Not des Alltags zu überstrahlen. Die *vreude* fällt dem Minneritter aber nicht in den Schoß, das Dienstverhältnis ist vielmehr für beide Teile ein Geben und Nehmen: *Si gibt mir hôher freuden vil:/dâ von wil ich, swaz si wil. ... swaz liebes leides mir geschiht, sô kum ich ûz ir dienest niht ... ich bin ir immer undertân/mit dienst, swaz ich gedienen kan* (505,11-26). Denn ein Mann, der ein *guotez wîp* treu ergeben liebt und *ir êren hüeten kan* (506,22), wozu der junge Ulrich auf der Burg seiner ersten *vrouwe* noch nicht in der Lage war, kann dem *trûren* nicht mehr anheimfallen. In dieser Beziehung gegenseitiger Verbundenheit findet auch die Lohn-Problematik im Lied XLIV ihre Auflösung: *fröide, wunne, ritters leben, daz hât sî ze lône mir umb mînen dienest geben* (6,5f.; vgl. auch LIII).

Auch der schlimmen Zeit nach Friedrichs Tod hält der *hôhe muot* Ulrichs stand, ein wichtiger Beweis für die Richtigkeit der von dem Dichter verfochtenen Lebensform. Als er selbst durch die Treulosigkeit seines eigenen *erepmannes* in Gefangenschaft und sogar in Lebensgefahr gerät, erweist sich erst die Tragfähigkeit seiner Konzeption der alles Leid überwindenden Kraft der Zuneigung eines *guoten wîbes*. Damit veranschaulicht der Verfasser des FD, daß der Minnedienst tatsächlich vor dem Verzagen, einer gefährlichen Quelle des *trûren*, zu schützen vermag. In der Stunde höchster Not gedenkt Ulrich seiner *vrouwe* und *wîbes güete* und singt von der Stärkung, die er daraus schöpft: *Mîner frouwen güete/unde ir lieplîch schœner lîp/nert mir hôchgemüete* (XLVII,4,1ff.). Ulrich vergißt in diesem Zusammenhang auch nicht zu betonen, daß es nicht wenige erstaunte, *dô ich mit solhen nœten ranc, daz ich bî der zît niuwez sanc* (546,26f.). Auch als er nach seiner Befreiung eine große Einbuße seines Besitzes erleidet, kann das seinen *hôhen muot* nicht beeinträchtigen, denn *ich sach, daz mir noch sanfte tuot, die vrowen mîn mich lachen an* (548,4f.).

Damit hat Ulrich von Lichtenstein jenen Punkt erreicht, von dem aus seine zusammenfassende Belehrung einsetzen kann:

Ich weiz wol, daz ein t u m b e r man
nimme wol erwerben kan
ein wîp, diu sch ne und witze hât.
swaz sô sîn lîp tumpheit begât,
dâ hüetet sî ir êren vor.
sîn lîp muoz in der Êren tor
mit hôhem lobe ê komen sîn,
ê sî in lâzze in ir hertzen schrîn. (551,21-28)

Daher rechtfertigt sich auch das Erproben vor allem der *stæte* des Minneritters durch die *vrouwe*, ja von diesem Standort wird die Bedeutung des oftmaligen Hinweises der ersten *vrouwe* auf die *tumbheit* des jungen Ulrich eigentlich erst verständlich. Nur ein *sinnelôsez wîp* nimmt bereits einen *ungezognen* Mann in ihr Herz auf (V.29ff.). Erst der vielfach in seiner Treue und höfischen Gesittung bewährte 'sündenfreie' Minneritter, als den wir jetzt den Lichtensteiner vor uns stehen sehen, dem die Ehre seiner *vrouwe* mehr gilt als sein eigenes Leben (559,29f.), darf hoffen, in das als Himmelreich geschaute *herze* eines *guoten wîbes* eingelassen zu werden (574,17f.) und somit Seite an Seite mit den weiblichen Tugenden *den engeln vil gelîche* (575,24) leben zu können. Mit dieser den Bereich des Irdischen transzendierenden Erfüllung hätte Ulrich, nach vielen Jahren beständigen Frauendienstes, seine thematisch an Wolframs 'Parzival' gemahnende höchste Selbstvollendung erreicht. Ob ihm dieser letzte Schritt gelungen ist, wird uns nicht gesagt; dessenungeachtet hat der Dichter im FD seinem Publikum in eindringlicher Lehrhaftigkeit vor Augen gestellt, daß ein Leben nach den Zielsetzungen der höfisch-ethischen Normen selbst in einer schweren Zeit, wie es die seine zweifellos war, nicht nur möglich, sondern vielmehr vorzüglich dazu geeignet ist, jene Kraft zu verleihen, die dem Einzelnen seine Ehre wahren und der heimischen Ritterschaft ihre soziale sowie politische Bedeutung erhalten hilft.[82] Und daß zumindest die den Lichtensteinern näherstehenden Zeitgenossen Ulrichs unbeirrbar lebensbejahende und frohgemute Bewältigung seines eigenen Lebens aber auch seine engagierte politische Haltung sehr wohl beobachteten, zeigt die Steirische Landeschronik Ottokars aus der Gaal[83] mit großer Deutlichkeit.

Wie wenig oder wie viel historische Wirklichkeit auch in Ulrichs 'autobiographischem' Werk letztlich verborgen sein mag, der Dichter verstand es, die aufgenommenen Motive zu einer Einheit zu verschmelzen. Der sittliche Ernst, mit dem er die Erfahrungen des erzählenden Ich als Minneritter seinen Lesern vermittelt, vermag noch heute zu beeindrucken.

H. BECKER stellt in seinem Aufsatz zum ritterlichen Frauendienst[84] die Frage: "Wenn der Gedanke von der veredelnden Minne wirklich breiten Glauben gefunden hätte, müßte es "Besserungsromane" geben. Wo sind solche vor 1300?" Ihm wäre - falls unsere Überlegungen in den wesentlichen Punkten richtig sind - zu antworten: Im 'Frauendienst' Ulrichs von Lichtenstein liegt ein solcher vor!

ANMERKUNGEN

1. Dazu vgl. vor allem Anton E. SCHÖNBACH, in: ZfdA 26(1882), S.307-326; AfdA 29(1904), S.277f.; Ursula AARBURG, Ulrich von Lichtenstein, Autobiographie und Persönlichkeit, Frankfurt a.M. 1966 (masch. Magisterarbeit), S.48ff.; F.V. SPECHTLER, Die Stilisierung der Distanz, in: Peripherie und Zentrum. Fs. A. SCHMIDT, hgg. v. G. WEISS und K. ZELEWITZ, Salzburg 1971, Anm.19; id., Untersuchungen zu Ulrich von Liechtenstein, Salzburg 1974 (masch. Hab.schr.). Eine Darstellung von Ulrichs Leben auf Grund der Urkunden und des 'Frauendienst' versucht Schönbach in der Allgemeinen deutschen Biographie, 18.Bd., Leipzig 1883, S.620-623. Weitere einschlägige Literatur bei M. ZIPS, Ulrich von Lichtenstein 'Das Frauenbuch', in: Wiener Neudrucke, Ankündigungsband, zusammengestellt von H. ZEMAN, Wien 1970, S.20-24.
2. Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst, hgg. von R. BECHSTEIN, Leipzig 1888; vgl. dazu seine Anmerkung auf S.15 und K. KNORR, Über Ulrich von Lichtenstein, Straßburg 1875, S.5f.
3. Hgg. von J. SEEMÜLLER, MGH, Deutsche Chroniken V, Hannover 1890-1893.
4. Ulrich von Liechtenstein. Narr im hohen Dienst, Graz 1958, S.19. Um Ulrichs politische Absichten bemühte sich v. a. B. THUM, Ulrich v. Lichtenstein. Höfische Ethik und soziale Wirklichkeit, Heidelberger Diss. 1968. Seiner Meinung nach ging es den steirischen Adeligen in erster Linie um die im Georgenberger Erbvertrag von 1186 verbrieften Privilegien: S.99ff.
5. Ulrich von Lichtenstein, mit Anmerkungen von Th. v. KARAJAN, hgg. von K. LACHMANN, Berlin 1841.
6. SPECHTLER, Stilisierung, S.289.
7. J.W. THOMAS, The Minnesong structure of Ulrich von Liechtenstein's 'Frauendienst', in: ZfdA 102(1973), S.194-203. Zur Literatur über Ulrich vgl. G. EHRISMANN, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, 2. Teil (Schlußband), München 1935, S.262ff.; J. RUBEN, Zur gemischten Form im FD Ulrichs von Lichtenstein, Hamburg (Diss.) 1969; Ursula PETERS, Frauendienst. Untersuchung zu Ulrich von Lichtenstein und zum Wirklichkeitsgehalt der Minnedichtung, Göppingen 1971; Jutta GOHEEN, Ulrich von Lichtensteins 'Frauendienst': Mære und Liet, in: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 3 (1972), S.147-180; J.W. THOMAS, a.a.O., S.195f.; Klaus M. SCHMIDT, Späthöfische Gesellschaftsstruktur und die Ideologie des Frauendienstes bei Ulrich von Lichtenstein, in: ZfdPh 94(1975), S.37-59.
8. In: Neophilologus 51(1967), S.260.
9. Dazu U. PETERS, a.a.O., S.74ff.
10. ib., S.84.
11. ib., S.204 und 169ff.
12. Zu den von RUBEN, a.a.O., S.15, genannten Namen wäre noch Timothy Mc FARLAND (Ulrich von Lichtenstein and the autobiographical narrative form, in: Probleme mhd. Erzählformen, Marburger Colloquium 1969, hgg. von P.F. GANZ und W. SCHRÖDER, Berlin 1972, S.178-196) zu stellen.
13. In: Ulrich von Lichtenstein and the Minnesang, in: German Life and Letters 17(1963/64), S.27-43).
14. The Mirror of Narcissus in the Courtly Love Lyric, New York 1967, S.167-206.

15. a.a.O., S.42.
16. a.a.O., S.205.
17. Zu diesem Problem vgl. v.a. W. BRECHT, Ulrich von Lichtenstein als Lyriker, in: ZfdA 49(1908), S.1-122 und RUBEN, a.a.O., S.25-48. Beide bejahen die Frage im grundsätzlichen.
18. s.o., Anm.7 und 17.
19. In: Geschichte der deutschen Literatur, 2.Bd., München [8]1969, S.337.
20. a.a.O., S.125ff.
21. ib., S.129.
22. Dazu vgl. Mc FARLAND, a.a.O., S.188: Die Nennung der vielen historischen Gestalten macht augenscheinlich, "that ... Ulrich was concerned to convey an impression of historical authenticity. The long lists of names seem like crowds of involuntary witnesses, summoned by the author to vouch for his historical reliability and to convince his audience by sheer weight of numbers." Daß die Erwähnung der vielen - Ulrich sicherlich größtenteils persönlich bekannten - Ritter auch uns mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Zeugnis dafür gelten darf, daß der Lichtensteiner Venus- und Artusfahrt, oder zumindest Turnierspiele in ihrem Stil, tatsächlich veranstaltet hat, soll u., S.756f., zu zeigen versucht werden.
23. Man denke nur an den Prolog zum 'Tristan' Gottfrieds von Straßburg, in: ZfdPh 93(1974), S.11-34.
24. a.a.O., S.259.
25. Die Selbstdarstellung des Dichters im Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein, in: Festgabe für U. PRETZEL, hgg. von W. SIMON, W. BACHOFER und W. DITTMANN, Berlin 1963, S.220.
26. ib., S.218; vgl. dazu v.a. U. PETERS, a.a.O., S.169ff. u.ö. S.171: " ... es muß ... grundsätzlich damit gerechnet werden, daß jede in der Minnedichtung schon vorgeprägte Szene des FD die Wirklichkeit einer höfischen Gesellschaft wiedergeben kann, daß also Ulrich im FD bereits von 'gelebter' höfischer Kultur und Geselligkeit berichtet."
27. Zum Prolog des FD vgl. Marie-Luise DITTRICH, Die Ideologie des *guoten wîbes* in Ulrichs von Lichtenstein *vrowen dienst*, in: Gedenkschrift für William FOERSTE, hgg. von D. HOFMANN und W. SANDERS, Köln 1970 (=Niederdeutsche Studien, Bd.18), S.502f.
28. ib., S.502.
29. Walther spricht in seinem ersten Reichston nur von *driu dinc*, nämlich *gotes hulde, êre* und von *varndem guot* (8,4-27).
30. Zur Frage nach der Beziehung von Frauendienst und Gottesdienst in der mhd. Literatur sei verwiesen auf H. WENZEL, Frauendienst und Gottesdienst, Berlin 1974 (=Philolog. Studien und Quellen 74).
31. Dazu vgl. man die Belege bei U. PETERS, a.a.O., S.130 Anm. 17.
32. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß übertriebene Dienstleistungen, wie sie im FD begegnen, in der mhd. Minnelyrik bezeugt sind, und zwar zumeist parodistisch gemeint: U. PETERS, a.a.O., S.118; vgl. auch ib., S.166f. Über die verschiedenen Formen des Frauendienstes in der mhd. Minnedichtung vgl. ib., S.90-122.
33. a.a.O., S.502-530.
34. a.a.O. (s.o., Anm.4), S.231.
35. Um seinem Publikum gegenüber den Eindruck zu erwecken, daß es sich bei dem Erzählten um einen Lebensbericht handle, fehlt im FD in der Regel nie die zeitliche Verankerung; so z.B. hier: 5 Jahre dient er als *kneht* bei seiner ersten *vrou-*

we (5,6f.), 4 Jahre lebt er bei dem Markgrafen Heinrich (10,1), nach drei weiteren Jahren wird er schließlich zum Ritter geschlagen (10,31).

36. Dazu sei auf den schon oben, Anm.1., erwähnten Aufsatz von SPECHTLER verwiesen.
37. TOUBER hat (a.a.O., S.254f.) auf die Parallelen zwischen Lied I und dem Prolog des FD hingewiesen. Doch glaubt auch er an die Priorität der Lieder gegenüber dem *mære*: S.256.
38. Vgl. DE BOOR, a.a.O., S.338f. Das Bestreben, ein Ideal der höfischen Dichtung 'nachzuleben', tritt klar zutage: Der 'Held' läßt sich vor dem Eingriff nicht anbinden, auch dann nicht, als ihm der Arzt mitteilt, daß schon die geringste Bewegung sehr gefährlich wäre. Während der Operation *ich dâ von g e w a n c t e* (also wie vor einem Feind) *nie* (26,12). Im Anschluß daran heißt es: *Er het mich meisterlîch gesniten:/daz het ouch ich manlîch erliten.* Die Anerkennung von Ulrichs 'Tapferkeit' bleibt auch nicht aus; so sagt der *kneht* seiner Dame nach der Operation zu Lichtenstein: *"mügt ir genesen,/sô pin ich gerne hie gewesen"* (26,19f.).
39. F. MAURER, Tradition und Erlebnis im deutschen Minnesang um 1200, in: DU 19(1967), S.8.
40. Es erübrigt sich, hier nochmals auf das in der Minnelyrik häufige Motiv des Verstummens des Ritters durch die Macht der Liebe (35,15f.) einzugehen, als er endlich Gelegenheit bekommt, die Herrin ohne *huote* zu sprechen; dazu s. die ausführliche vergleichende Untersuchung von U. PETERS, a.a.O., S.154ff. Es ist aber für die Bedeutung dieses Motivs im FD bemerkenswert, daß Ulrich in diesem Zusammenhang einen zweiten Dialog zwischen *herze* und *lîp* einschiebt (34,12-36,24), worin es ihm *zageheit* vorwirft (34,29; 35,2f.: *"wil du mit worten sîn ein zage,/sô kan dir nimmer liep geschehen ..."*). Als auch der nächste Versuch, die *vrouwe* anzureden, mißlingt, nennt das *herze* den *lîp* einen *bœsen* ('untüchtigen') *man* (35,12). Wie recht es mit seiner Anklage hat, zeigen die spöttischen Worte der Dame, als ihr Ulrich beim Absteigen behilflich sein möchte: *"ir sît niht starc genuoc:/ir mügt mich abe geheben niht;/ir sît kranc, dar zuo enwiht"* (37,14ff., dazu vgl. auch 37,23f.).
41. Dabei rechtfertigt er die enttäuscht-zurückweisende Haltung der *vrouwe* auf Grund seiner *zageheit: wie han ich mich gein ir bewart!/si wirt mir nimmer mêre holt:/des hât si reht, ich hân ez versolt* (37,30ff.). Ulrich beklagt den Verlust von *fröide* und *êre* (38,17ff.), aber die Schuld an dem *leit* fällt auf ihn selbst. 39,13 *ich muoz in sorgen immer sîn,/sît daz ich hân die vrouwen mîn,/die ich ze freuden het erkorn,/von mîner bôsheit sô verlorn.*
42. Ulrich denkt in erster Linie an Ritterdienst als Frauendienst (55,22-56); dazu vgl. Hartmanns 'Klage', V.613ff. Das Herz versichert dem *lîp* des Ritters Hartmann: *beide sêle unde lîp/muoz er* (scil. der Minneritter) *wâgen durch diu wîp,/swer sô lônes von in gert* (637ff.). Der Gedanke, daß Minnedienst ein Wagnis für Leib und Seele ist, wurde für Ulrich von großer Bedeutung (vgl. 590,17f.); s. THUM, a.a.O., S.137ff.
43. DE BOOR, a.a.O., S.341.
44. Dazu s. die Anmerkungen von Th. v. KARAJAN zu LACHMANNs Ausgabe, S.661-679; SCHÖNBACH, Zum FD Ulrichs von Liechtenstein, in: ZfdPh 28(1896), S.198-225; Annemarie BRUDER, Studien zu Ulrich von Liechtensteins FD, Freiburg i.B. (Diss.) 1923 und U. PETERS, a.a.O., S.76f.

45. O. HÖFLERs Untersuchung "Ulrichs von Liechtenstein Venusfahrt und Artusfahrt", in: Studien zur deutschen Philologie des Mittelalters. F. PANZER zum 80. Geburtstag, hgg. von R. KIENAST, Heidelberg 1950, S.131-152) läßt m.E. keinen Zweifel daran, daß die Maskenzüge Ulrichs auf der Grundlage alten Brauchtums beruhen, das im FD ins Höfische transponiert wurde. Der Lichtensteiner hat die brauchtümlichen Züge in seiner Dichtung mit poetischen Motiven zu einer Einheit verschmolzen, wodurch eine genaue Scheidung in so manchen Fällen unmöglich wird; ist etwa das Austeilen der Ringe durch den als Frau Venus verkleideten Ulrich für die *vrouwen* der in der Tjost erfolgreichen Ritter aus dem Brauchtum oder aus der Dichtung angeregt? Es lassen sich Anregungen aus beiden Bereichen denken. - Erst kürzlich hat J.W. THOMAS (s.o., Anm.7) zu zeigen versucht, daß sich Ulrichs Maskeraden zu einer geschlossenen Minnesang-Struktur zusammenfügen: "nature's beauty" wird versinnbildlicht durch Ulrichs Auftreten als "Sir May" beim ersten Friesacher Turnier, "love's wonders" durch die *künneginne Venus* des Venuszugs, "love's sorrows" durch die an den 'Tristan' anspielende Verkleidung als Aussätziger und der *hôhe muot* schließlich, als Erweiterung des dreiteiligen Frühlingslieds, durch die Darstellung des König Artus. Diese Motive bilden "a consistently ascending scale of values", an deren Spitze der "happy lover" steht (S.201). Wenn THOMAS auch nicht in allen Einzelheiten recht zu haben scheint, so wird man doch den Motiven des Brauchtums bei Ulrich letztlich die Funktion von Bausteinen für die Gestaltung seines - literarischem Modell nachgebildeten - Ideals eines vollkommenen Minneritters zusprechen müssen.
46. a.a.O., S.80.
47. Vgl. v. KARAJAN, a.a.O., S.672; SCHÖNBACH, ZfdPh 28, S.213.
48. Um eine Interpretation dieser merkwürdigen Stelle bemühten sich in letzter Zeit B. THUM, a.a.O., S.148f. und J.W. THOMAS, a.a.O., S.198f. - Aus dem Text geht hervor, daß die Königin Venus es durch *zuht* ablehnt, mit jemandem *ritterschefte* zu *pflegen*, der *münch ... wold für ritter sîn* (199,31-200,4; vgl. auch 204,10f.). Dies wäre *an êren ... enwiht* (204,12). Seine wiederholte Aufforderung zum Speerkampf ist 'ihr' *herzenlîch gehaz* (205,2). - Vielleicht läßt die scharfe Reaktion Ulrichs auf eine Spiegelung der Ablehnung des Turnierwesens durch die Kirche schließen (vgl. Ruth HARVEY, Moriz von Craûn and the chivalric world, Oxford 1961, S.113-126) und vermuten, daß Ulrich die Verkleidung als eine Verhöhnung seiner Idealisierung des aktiven Rittertums empfand; möglicherweise war die Maskerade dieses Ritters auch als ein Schlag gegen den durch die Venusfahrt verherrlichten Frauendienst gedacht. Tatsache ist jedenfalls, daß Ulrich die Verkleidung des Zacheus von *Himelberc* als eine persönliche Beleidigung empfindet: *mir het der münch dâ leit getan:/der truoc ich im von schulden nît* (200,10f.). Daß auch jener Ritter seine Verkleidung nicht als einen harmlosen Spaß gedacht haben dürfte, läßt sich wohl aus der Bemerkung des Erzählers ersehen, Zacheus habe *vil tiure des gesworn, daz er dâ nider die künegin stæche* (199,18ff.).
49. Hadamar versucht darauf, sich an Ulrich auf unritterliche Weise zu rächen: 269,17-271,16.
50. In diesem Zusammenhang sei auch an jene namentlich erwähnten Ritter erinnert, von denen Ulrich berichtet, daß sie die von ihm geforderte ritterliche Leistung nicht erbracht hätten (man denke nur an die schandbare Flucht Bopes von *Busenberc*

vor der Frau Venus, 271,1-8.) bzw. denen er unehrenhafte Lebensweise vorwirft, wie z.B. Heinrich von *Hakenberc* (268, 17ff.), Heinrich von *Liehtenstein* (470,20ff.) und Rapot von *Valkenberc* (474,25ff.). Sie hätten wohl einem 'lügenden' Ulrich von Lichtenstein sogleich jedwede Glaubwürdigkeit öffentlich abgesprochen und somit das ganze Unternehmen des Dichters in höchstem Maße gefährdet.
51. a.a.O., S.7f.
52. Auch U. PETERS rechnet ja durchaus mit der Möglichkeit, "daß die steirisch-österreichische Gesellschaft, für die Ulrich seinen FD verfaßt hat, im 13. Jh. tatsächlich Turniere im Stil der von Ulrich geschilderten Turnierfestlichkeiten veranstaltet hat": S.172.
53. Dazu vgl. HÖFLER, a.a.O., S.139f.
54. J. SCHWIETERING, Die deutsche Dichtung des Mittelalters, Potsdam 1931, S.267.
55. a.a.O., S.190.
56. Marie-Luise DITTRICH, a.a.O., S.528.
57. Dazu vgl. W. RUST, Freud und Leid im Ulrich von Lichtensteins FD, Greifswalder Diss. 1918.
58. 178,21-179,8; 194,23f.; 279,28-32; 282,25-32.
59. Ulrich von Lichtenstein and the Minnesang (s.o., Anm.13).
60. ib., S.36.
61. An anderer Stelle belehrt der distanzierte Erzähler: *Nu wizzet, daz ein werder man/für wâr gar nimmer werden kan,/er minne mit triwen guotiu wîp* (342,21ff.). Deutlich ist diese Lehre von der schwankhaften Situation, in deren Zusammenhang sie steht, abgehoben.
62. Die *vrouwe* wiederum schöpft ihre Freude aus der *êre*, die ihr Minneritter erwirbt: *"swaz sô im êren widervert,/dâ von ist vreude mir beschert"* (253,31f.).
63. a.a.O., S.221.
64. a.a.O., S.41.
65. Eine Versuchung der *stæte* Ulrichs vermutet auch der Bote in der Haltung der *vrouwe:* 316,16-20. Die Richtigkeit dieser Ansicht erweist sich anläßlich des nächsten Besuchs des Boten bei der *vrouwe*: 319,8-324,24.
66. Heinrich faßt seine Minnelehre mit den Worten zusammen: *"hôchgemuotes ritters lîp/vil wol erwirbet werdez wîp"* (309,11f.).
67. Der Bote richtet Ulrich aus, daß die *vrouwe* mit ihm *minneclîch* reden wolle, also die Absicht habe, ein Minnegespräch mit ihrem 'Minneritter' zu führen.
68. a.a.O., S.223.
69. Zum Kreuzzugsmotiv, auf das hier nicht eingegangen werden kann, sei v.a. auf THUM, a.a.O., S.162ff. verwiesen. Zu diesem Problemkreis vgl. auch WENZEL, a.a.O.; dieser stellt S.139 fest: "Die Minneideologie ist aus der Sicht des Strenggläubigen ein didaktischer Kompromiß".
70. Die Gedichte werden zitiert nach "Deutsche Liederdichter des 13. Jhs.", hgg. v. C. v. KRAUS, Bd.I: Text, Bd.II: Kommentar besorgt von H. KUHN, Tübingen 1952-58, S.428-494.
71. Die ältere Forschung wußte sich mit dieser Schwierigkeit nicht anders zu helfen, als Ulrichs Feststellung im Erzählteil als Lüge zu verwerfen: s. R. BECKER, Wahrheit und Dichtung in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, Halle a.S. 1888, S.87; so auch noch J. RUBEN, a.a.O., S.45-48. S.47 heißt es: "So schwindelt er uns vor, die Dame habe ihn vor dem endgültigen Bruch erhört ..."
72. Man vgl. dazu Walther 184,24-27; s. auch K. KORN, Studien über 'Freude und Trûren' bei mhd. Dichtern, Leipzig 1932.

73. ZfdPh 28, S.221.
74. Deutsche Liederdichter II, S.534.
75. So heißt es einleitend zu Lied XXI: *dô sang ich disiu liet vor zorn* (414,2), was durch den Inhalt dieses Gedichtes auch bestätigt wird.
76. a.a.O., S.508.
77. Vgl. DITTRICH, a.a.O., S.508; FD 430,23ff.
78. Während die *hôhe art* im *mære* bei der Aufzählung der Eigenschaften der ersten *vrouwe* gleich zu Beginn genannt wird (4,30), ist von der adeligen Abstammung der zweiten Dame erst im Lied XXXII - nach der Erwähnung ihrer Schönheit, ihrer Reinheit und ihrer Ehre - die Rede (5,3ff.).
79. DITTRICH, a.a.O., S.509.
80. a.a.O., S.205.
81. s. S.512ff., bes. S.524ff.
82. Treffend formuliert U. HERZOG, Minneideal und Wirklichkeit, in: DVjSchr 49(1975), S.514: "Ulrich unternimmt ... den Versuch, am reinmarschen Ideal festhaltend eine Form von Liebe zu finden, die auch unter widrigen geschichtlichen Bedingungen menschenmöglich ist, ohne daß sie darum veräußern müßte, was in der Idee Hoher Minne und im arturischen Liebesabenteuer aufbewahrt ist als die große epochale Entdeckung des 12. Jahrhunderts: die Transzendenz nämlich, in der menschliche Liebe über ihre natürliche und gesellschaftliche Faktizität, ohne sie zu unterschlagen, sich aufheben kann und, was die Romane Chrêtiens, Hartmanns und Wolframs entdecken, menschliche Liebe als ein Medium der Selbstfindung für den einzelnen und mit für das gesellschaftliche Ganze."
83. Es sei hier vor allem auf zwei Stellen hingewiesen: Nach der Vertreibung der Kärntner aus Radstadt vergessen die Steirer völlig auf alle Sicherheitsvorkehrungen und feiern unbekümmert ihren Erfolg: *wan die von Liehtensteine* (als deren Führer Ulrich V.5944 genannt wird) */die ahten harte kleine/ ûf den roup noch ûf den g e m a c h* (6146ff.). - Nach einer längeren Haft läßt König Ottokar die steirischen Edlen vorführen. Während allen die Not der erlittenen Entbehrungen noch im Gesicht steht, erzählt der Chronist von Ulrich: *er gebârte sô frôlîchen daz in der kunic darumbe prîste* (10.057f.). Zur Stellung Ottokars zu Otto von Lichtenstein s. Maja LOEHR, Der Steirische Reimchronist: her Otacher ouz der Geul, in: MIÖG 51(1937), S.89ff.
84. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jg. 9(1959/60), S.454.